
Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens




Kaiser's
Brust-Caramellen
Per Packet 25 Pfg.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



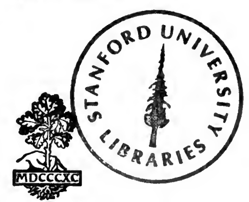


Zu der Humoreske „Der Traum des Küsters Ahlemann“
von Alwin Römer. (S. 17)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

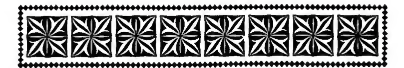
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 • Dritter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart • Berlin • Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Der Traum des Küsters Ahlemann.

Humoreske von Alwin Römer.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

Das Orgelnachspiel war im Verklingen. Schlürfend war auch die gebrechlichste der alten Dorfparzen durch das schlichte Portal auf den grasüberwucherten Friedhof hinausgeschlichen. Da nahm Schuster Ahlemann die beiden Opferbüchsen auf, die am Ausgange standen und trug sie in die Sakristei zu dem Herrn Pfarrer, der nun schon jahrelang auf eine neue Altardecke sparte. Denn die Kirche war arm und konnte aus eigenen Mitteln nicht einmal die Gehälter für Pfarrer, Kantor und Küster bestreiten, während die Bauerngeneration, die jetzt das Säen und Ernten betrieb, durch Landverkäufe an eine große chemische Fabrik zu einem Wohlstand gelangt war, von dem sich die alten Heidebauern nichts hatten träumen lassen.

Aber mit dem hereingeströmten Gelde waren sie nur um so geiziger geworden. Trutzig hielten sie die Hand auf den Beutel, wenn der alte Seelsorger für ein armes Waisenkind ihre Hilfe verlangte. Waisenkinder konnten die Gänse hüten, Kartoffeln stecken und im Herbste ausbuddeln helfen; sie mochten Unkraut jäten, Heilkräuter für den Apotheker sammeln, Pilze suchen — kurz, es gab so viel Möglichkeiten, sich schlecht und recht durch die Welt zu schlagen, auch wenn man

nicht ein Maler wurde, wie der Tischlerfranz, dem der Typhus die Eltern beide in einer Woche dahingerafft hatte, und für den der immer werktätige Pfarrer mit leider allzuviel Demut bei den verknöcherten Bauern betteln gegangen war.

Dabei waren sie bibelfest, diese braven Bauern! Als der Kantor, der eine zahlreiche Familie sein eigen nannte, um eine Zulage aus der Gemeindekasse bat, salbaderte der Eulenbauer, der bei dem Landverkauf am meisten eingeheimst hatte: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch! Das ist Gottes Wort!“ —

„Es ist eine schreckliche Bande!“ seufzte an jedem Sonntag der brave Ahlemann, der als frommer Schuster die Küsterdienste für einen geringen Entgelt auf sich genommen hatte.

Heute polterte er es doppelt zornig heraus und setzte in höchst unchristlichem Grimme hinzu: „Der Deubel soll sie in Haaröl sieden!“ Jedenfalls stellte er sich das besonders schmerzlich vor, weil ihm der Geruch dieser Flüssigkeit im höchsten Grade verhaßt war, so daß er den Klingelbeutel über die frischgesalbten Köpfe der Schuljugend fort immer nur mit sehr hochgetragener Nase zu den Alten dahinter reichte.

„Aber Ahlemann!“ mahnte mit sanftem Vorwurf im Tone der Pfarrer. „Wir sind hier in Gottes Hause!“

„Glauben Sie wohl, Herr Pfarrer,“ wehrte sich rechthaberisch der Schuster, „daß es dem lieben Gott nicht selbst des Guten zuviel wäre, wenn er diese Knoppsammlung da wieder sähe?“

Und damit schüttete er wütend den Inhalt des Klingelbeutels und der inzwischen vom Pfarrer geöffneten Sammelbüchsen auf den alten Sakristeitisch.

Hochwürden, der gute Matthias Mollenhauer, seufzte

bekümmert, als er die Bescherung sah. „Es ist wirklich eine Schande! — Wo in der Welt gibt es so viel



schamlose Herrgottsbetrüger als in Hiddebühl?“ klagte er laut.

Schuster Ahlemann nickte befriedigt über den Eindruck dieser empörenden Kollekte. Dann aber sagte er, einen langen Blick auf seinen in Gedanken versunkenen, alten Pfarrherrn werfend: „Und das

kommt alles nur davon, weil Sie so niederträchtig langmütig sind mit der Bande, Herr Pfarrer!“

„Ahlemann, wollen Sie wohl nicht so respektlos reden!“ warnte der alte Herr.

Doch der kritische Zunftgenosse Hans Sachsens ließ sich nicht dadurch beirren. „Wenn ich könnte, wie Sie's können, Herr Pfarrer,“ fuhr er voll Eifer fort, „ich wollte den Lümmeln einheizen, daß sie die Schwerenot kriegen sollten!“

„Es schiebt's ja doch nur einer auf den anderen, Ahlemann! Da nützt auch die eindringlichste Vorstellung nichts!“ sagte der Pfarrer schmerzlich lächelnd und schob die wenigen Kupfermünzen zusammen, um danach auch die blechernen und bleiernen, stoffüberzogenen und Hornknöpfe in ein Beutelchen zu schütten und einzustecken.

„Daß Sie das Satanszeug auch noch sammeln!“ murrte der Schuster. „Was wollen Sie eigentlich damit, wenn man fragen darf, Herr Pfarrer?“

Hochwürden besann sich eine kleine Weile, ehe er Antwort gab. „Vielleicht stopfe ich mir mein Sterbekissen damit aus!“ erklärte er dann lächelnd. „Im Himmel dürften sie leicht als bare Münze gelten, da mit dem Geld, das sie hier unten zusammenscharren, droben nicht viel anzufangen sein soll!“

Schuster Ahlemann hob den langen Zeigefinger gegen seine kahle Philosophenstirn und blähte die Nasenflügel. Er hatte offenbar eine seiner genialen Ideen erwischt, die sich zumeist als groteske Schnurren entpuppten. Da er eine höchst sinnenfällige Darstellungsgabe besaß, die mit der farbensatten Technik der Neuruppiner Bilderbogen zu Werke ging, so gelang es ihm oft genug, den Hiddebühlern am Biertisch oder bei Kindstaufen die abenteuerlichsten Geschichten

als Erlebnisse seiner ausgedehnten Wanderzeit aufzubinden. Ja, es war vorgekommen, daß er durch allerlei Spukberichte aus alten Schlössern und Friedhöfen die alten Weiblein des Dorfes ganz wirr gemacht hatte und von dem über seine greuliche Phantasie ganz entsetzten Pfarrer ernstlich ins Gebet genommen worden war.

Hochwürden bemerkte nicht, daß es wieder einmal gezündet hatte im Schnurrenwinkel des Schusters, und schritt ahnungslos in sein Pfarrhaus hinüber.

Ahlemann aber unternahm einen langen Spaziergang, um seine Idee ausreifen zu lassen, die den Hiddebühlern die Knopfopfer für eine Weile verleiden sollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage danach klopfte er bescheiden beim Dorfschmied an, der infolge seines hammerfrohen Handwerks nur noch mit der Hand hinter der Ohrmuschel zu hören vermochte.

„Grüß Gott, Martens," schrie er ihm zu, „ist deine Alte daheim?"

„Schon, schon!" brüllte der Schmied zurück, da er andere Leute nicht für hellhöriger hielt als sich selbst. „Geh nur in den Garten hinter. Willst sie wohl auf 'ne Kindtaufe bitten — was?"

Ahlemann schüttelte geheimnisvoll den Kopf. „Es ist wegen ihrer Base, der alten Köhlern, die voriges Jahr gestorben ist!"

„Wohl noch Begräbniskosten?" forschte der Schmied mißtrauisch. „Die hol nur von den Mußmanns. Die haben das meiste geerbt!"

„Das ist alles bezahlt!" wehrte der Schuster ab. „Es ist wegen eines Knopfes! — Aber das kannst du mir ja doch nicht sagen. Da muß ich mit deiner Frau reden!"

„So — so!" meinte der Schmied und legte das

Eisen beiseite, an dem er just herumgeschlagen hatte. „Das ist ja eine komische Geschichte!“

Und er ging mit. Denn er war neugierig wie ein Schaumschläger.

Ahlemann begrüßte umständlich seine Gevatterin, nahm eine Tasse Kaffee an, die dem seligen Kneipp ein befriedigtes Schmunzeln entlockt hätte, und stippte einen der altbackenen Zwiebäcke dazu, von denen ein kleiner Vorrat auf dem dicken Steingutteller aufgestapelt lag. Darauf erkundigte er sich nach den Kindern, die in benachbarten Dörfern verheiratet lebten, fragte nach dem Stande des Roggens und wie's mit dem Rheuma sei, das die Schmiedfrau im vorigen Frühjahr so schrecklich gezwickt hatte.

Dem neugierigen Hausvater wurden die Ohren immer länger, bis er endlich auf den Tisch hieb, daß die Tassen Ballett tanzten. „Was es mit dem Knopf ist, will ich wissen, Schuster!“ schrie er dazu und ließ seine graublauen Augen unter den weißen, buschigen Brauen funkeln.

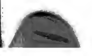
„Was für ein Knopf denn?“ fragte erschrocken sein Eheweib.

„Ja, das soll er eben endlich sagen!“ verlangte Martens.

„Gar nichts ist's, du grober Grobschmied!“ rief ihm Gevatter Ahlemann zu. „Ich will deine Frau nur fragen, ob der da ihrer armen alten Base, der Male Köhlern, gehört hat oder nicht?“

„Na und wenn?“ forschte der Schmied verärgert, während seine bessere Hälfte nach der Brille langte und dann umständlich den auffällig gemusterten Glasknopf betrachtete, den ihr Ahlemann über den Tisch gereicht hatte.

„Wenn?“ — Ahlemann machte eine raffinierte



Kunstpause, um dann hinzuzufügen: „Dann brauch' ich nicht weiter zu suchen in dem dummen Sack!"

„In was für einem Sack denn?" tobte grimmig der



Schmied. „Willst du mich auf meine alten Tage vielleicht zum Narren haben?"

„In dem Sacke, darin die vielen Knöpfe stecken, die der Pfarrer nun schon seit manchem Jahre für sein Sterbekissen sammelt!" erklärte gleichmütig der Schuster. Dann fragte er die Schmiedfrau interessiert: „Ist er's?"

„Knöpfe für sein Sterbekissen?" Der Schmied schüttelte erstaunt den dicken Kopf. „Meint er denn da besonders gut drauf zu ruhn?"

„Es hat schon seine Richtigkeit!" versicherte der Schuster mit einem nachsichtigen Lächeln. „Umsonst tut so ein gescheiter, lieber und frommer Herr so was nicht!... Aber ich darf nicht drüber reden. Er will's nicht!"

„Hm — hm," brummte der Schmied und kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren, die von dem vielen Umklammern durch die Handflächen abstanden wie bei einem Kalbe. „Na, bei mir tun's einmal Hobelspäne. Wüßte gar nicht, wo wir die vielen Knöpfe zu so einem Unfug hernehmen sollten!"

„Du bist ja auch kein Pfarrer, dem sie jeden Sonntag den Klingelbeutel damit vollstopfen!" belehrte ihn Ahlemann.

„Ach, die sind's!" schrie Martens verständnisinnig und schlug ein schadenfrohes Gelächter an, das ganz so klang, als ob eine harte Kohlrübe eine hölzerne Treppe hinabgekugelt würde. „Ja, da hat er freilich leicht Kissen stopfen!"

„Stimmt!" bestätigte der Klingelbeutelschwinger mitlachend. „Es ist schon ein handlicher Sack voll! Hilft ja auch jeder in Hiddebühl, daß es immer mehr werden!"

„Die Kirche hat 'nen guten Magen, habe ich mal in der Zeitung gelesen!" spottete der Schmied. „Es wird ihr schon bekommen!"

„Na natürlich! Du siehst ja, daß er das Zeug nicht verachtet."

„Ein schnurriger Herr, unser guter alter Pfarrer! Haha!"

Die Schmiedfrau hatte ihre Aufmerksamkeit zwischen der Betrachtung des Knopfes und dem Verfolgen

des Gespräches der Männer geteilt. Nun reichte sie dem Schuster den Knopf zurück und erklärte: „Ich glaub' schon, daß er ihr gehört hat. An einer taftnen Taille hat er gesessen, die sie zuletzt nicht mehr tragen konnte, weil der Stoff zerschliß! Aber wozu müßt Ihr denn das wissen?"

„Damit sie endlich Ruhe gibt!" sagte Ahlemann ernst, fast düster.

„Jetzt red' aber deutlich!" schrie der Schmied, der nichts verstanden hatte, und schlug dem Schuster auf die Schulter, daß er zusammenknickte.

Nun schrie ihm dieser den Satz in die Ohren, worauf der alte Schlaukopf ein unbändiges Gelächter anschlug und mit seinem rußigen Zeigefinger eine Geste gegen die Stirn hin ausführte, die bekanntlich zum eisernen Bestand der Fingeresperantisten gehört.

Aber Ahlemann ließ sich das nicht anfechten. „Sonst geb' ich ja auch nichts auf Träume!" bemerkte er gelassen. „Die meisten kommen aus dem Magen, sagt der Herr Pfarrer, der darin Bescheid weiß. Wenn einem aber dreimal hintereinander dasselbe träumt — und alles so deutlich, und wenn man nachsieht, stimmt jedes Tüpfelchen — dann wird man doch stutzig!"

„Träume sind 'ne eigene Sache!" äußerte gespannt die Frau Gevatterin, die unter ihren heimlichen Schätzen auch ein Traumbuch ihr eigen nannte, bei dem man mit einer Nadel vorzugehen hatte, um hinter die letzten Geheimnisse zu kommen. „Was habt Ihr denn so Merkwürdiges hintereinander geträumt?"

„Das mit dem Knopfe hier!" erklärte der Schuster ausweichend.

„So erzählt doch!" bat die Schmiedfrau und schenkte ihm seine Tasse noch einmal voll.

„Ich darf's eigentlich nicht. Unser Herr Pfarrer

will, ich soll den Mund darüber halten, obgleich er mir erlaubt hat, den Knopf aus dem Sacke herauszusuchen. Und ich habe ihn ja auch gefunden, wie Ihr seht! Aber Ihr müßt mir versprechen, daß Ihr's nicht weitererzählt."

Das taten sie feierlich alle beide — mit dem heimlichen Vorbehalt natürlich, sich wenigstens eine einzige Ausnahme gestatten zu dürfen.

Da berichtete der listenreiche Schuster folgendes: „Sie kommt immer, wenn ich kaum eingeschlafen bin. Ganz vergrämt sieht sie aus. Den Knopf will sie haben, weil sie nicht früher ins himmlische Reich eingelassen wird. Der heilige Petrus hat sie gefragt: ‚Wie steht das mit dir, Male Köhler, hast du auch Sonntags statt Geld Knöpfe in den Klingelbeutel getan, wie die Schmutziane das mit Vorliebe treiben? Aber sag die Wahrheit! Leugnen nützt dir nichts. Es steht alles gebucht!' Da hat sie gezittert wie ein frierender Besenbinder und ist auf die Knie gefallen: ‚Nur ein einziges Mal ist's geschehen, lieber, goldener Herr Petrus! Sonst nimmer!'"

„Ja, ja, das ist schon ihr Wort gewesen!" murmelte die Schmiedfrau kopfnickend.

Ahlemann fuhr fort: „‚So komm mit. Du mußt ihn dir suchen, deinen Knopf!' hat der Petrus gesagt und sie auf eine Anhöhe geführt. ‚Da schau hin: dort drüben hinter dem Sonntagsfilzberg führt ein Weg in die Schlucht. Das ist der Knopfschwindlersteg. Den gehst du bis an die Kirchenschandklamm. Da biegst du links ab, unterm Geizkragenstein fort, bis du an die Knopfberge kommst! Wenn's wirklich nur einer war, wie du sagst, findest du ihn auf dem ersten kleinen Hügel. Die großmächtigen Berge dahinten sind aus dem Trug der Gewohnheitssünder aufgeschüttet! So-

wie du ihn hast, geh damit an ein Wasser, das rechts herunterkommt. Das ist der Elendbach, in dem die Tränen der armen Leute zusammenfließen, die die reichen Geizhälse auf Erden hungern lassen! Darin mußt du ihn dreimal waschen. Aber verbrenn dich nicht. Denn das Wasser ist heiß von dem vielen Herzkummer, mit dem es gekocht ist. Und auf dem Knopfberg sieh dich vor, daß du nicht ins Rutschen kommst, weil auf der anderen Seite der Herr Beelzebub wie ein freßlustiger Tiger hockt und auf Zulauf lungert.' Tag um Tag hat nun die arme Seele da in den Knöpfen umhergewühlt mit tausend und mehr anderen zusammen, die auch nur mal so in der Verlegenheit, weil sie gerade vergessen hatten, Geld einzustecken, solchen Frevel auf sich geladen. Und jeden Tag sind ganze Säcke voll neuer Knöpfe auf die verschiedenen Berge hinzugeschüttet worden. Den ihren aber hat sie nicht finden können, so eifrig sie auch gesucht hat. Da, wie einmal Sankt Peter höchstselbst einen neuen Herrgottsbetrüger herbeigebracht hat, ist sie auf ihn zugelaufen, hat sich ein Herz gefaßt und geschrien: ‚Ich find' ihn nicht, heiliger Petrus! Er ist vielleicht noch gar nicht dazwischen!' Da sagte der Petrus: ‚Er muß dazwischen sein. Wir lassen keinen liegen drunten, wenn die Kirchen aus sind Sonntags! Wo hast du sie denn angestellt, die Gemeinheit damals — sag!' — ‚In Hiddebühl!' hat sie gewimmert. — ‚Wollen nachschlagen!' hat er gebrummt. Und da ist's herausgekommen. In Hiddebühl hat's seit Jahr und Tag keinen Knopf aus der Sakristei gegeben, weil der Pfarrer sie aufgesammelt hat für sein Sterbekissen, damit sie im Himmel nicht erfahren sollen, mit was für einer elenden Sippschaft er's hier unten zu tun gehabt hat!"

Der brave Ahlemann hätte seine himmlische Mär

leicht noch viel weiter und dräuender ausgesponnen. Aber der beleidigte Schmied schlug wieder auf den Tisch.

„Ich werd' dir träumen helfen, du Lügenbeutel!" wetterte er dazu. „Wenn die Male Köhlern nicht in den Himmel kommt, soll sie zur Hölle fahren, wo sie hingehört! Sag ihr das, wenn sie dich wieder aufsucht! Aber behalt's für dich, was sie drauf antwortet und verdreh meinem Weib den Kopf nicht!"

„Aber, Schmied!" rief der Schuster beleidigt. „Hab' ich Lust gehabt, es dir zu erzählen? Habt ihr mich nicht erst angebohrt, wie die Frachtschiffer ein Weinfaß? Mir war's um den Knopf zu tun, den ich in die Sakristei legen soll! Um weiter nichts! Aber denkt daran, was ihr mir versprochen habt beide! Kommt's aus, so tragt ihr die Schuld und nicht ich. Denn ich lasse mich nicht noch einmal verleiten, den Mund über Dinge aufzutun, die ich selber nicht glauben mag und doch dreimal so deutlich geträumt hab'."

„Mach, daß du weiterkommst!" sagte der Schmied nur und ging dann an seinen Amboß, um ein gewaltiges Hämmern zu vollführen. Denn ein wenig ging ihm die Sache doch im Kopf herum.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es dauerte keine drei Tage, da kannte ganz Hiddebühl die Geschichte von Ahlemanns Träumen. Und des Spottens war kein Ende. Überall, wo der wackere Schuster auftauchte, gab's ein Gestichel über die Male Köhlern, die ihn besuchen komme. Aber die Frauen zogen dabei doch hinten herum Erkundigungen ein und erfuhren von der alten Pfarrersmagd, daß der Pfarrer die Knöpfe wirklich alle gesammelt habe. Das machte diese und jene nachdenklich. Und das Ergebnis des Klingelbeutels und der Opferbüchsen wurde in

einer ganz unverkennbaren Kurve von Sonntag zu Sonntag besser.

Hochwürden machte erstaunte Augen. Sein gutes altes Herz tat einen Freudensprung, als er sogar ein Silberstück zwischen dem Kupfer entdeckte*). Und dann sah er seinen Küster, der sich in heuchlerischer Verwunderung erging, voll rätselnden Verdachtes an. Aber er kam nicht dahinter, wie die plötzliche jähe Wandlung zum Guten eigentlich eingetreten war. —

Eines Tages jedoch klopfte es ein wenig unsicher an seine Tür. Er rief: „Herein!" Da trat der Eulenbauer über die Schwelle. Ein Zug unmutiger Verlegenheit lag auf dem derben, dummschlauen Bauerngesicht. Er grüßte scheu und fiel dann sogleich mit der Tür ins Haus, weil ihm der Handel in diesem Falle auf geradem Wege am besten zu erledigen schien.

„Meine Frau schickt mich, Hochwürden!" begann er. „Im nächsten Monat kommt sie wieder in die Wochen und hat eine so dumme Angst, daß ihr was passieren könnte dabei!"

„Sagt ihr, daß ich kommen werde, sie zu trösten, Eulenbauer!" erklärte der Pfarrer.

Aber der andere schüttelte den Dickschädel. „Das allein nützt ihr nichts. Sie will das Kissen!" sagte er hart.

„Was für ein Kissen, Mann?" fragte verdutzt Matthias Mollenhauer.

„Sie wissen schon, welches!"

„Keine Idee habe ich!"

„Das mit den Knöpfen aus — aus dem Klingelbeutel!" stammelte der Bauer.

Blitzartig kam die Erleuchtung über den Alten. Da hatte Ahlemann mal wieder geackert in seinem sterilen

*) Siehe das Titelbild.

Weinberge. Das war unverkennbar. Und das Wort fiel ihm ein, das er unlängst über seine melancholische



Knopfsammlung dem Schuster gegenüber hatte fallen lassen.

„Ach so, Ihr meint mein Sterbekissen?“ fragte er den Eulenbauer prüfend.

„Das mein' ich!"

„Aber das ist mir nicht feil, Eulenbauer! Besteht es doch Stück für Stück aus lauter heimlichen Geschenken, die mir meine lieben Hiddebühler Sonntag um Sonntag gestiftet haben! Das ist ein Andenken, das ich mit unter die Erde nehmen möchte!"

„Sie will's aber haben, Herr Pfarrer. Sie vergeht sonst vor Angst vor den schrecklichen Knopfbergen!" beharrte der andere.

„Vor Knopfbergen?" forschte verblüfft Hochehrwürden.

„Die im Himmel aufgeschüttet werden aus den Knöpfen, die mal einer aus Versehen in den Klingelbeutel getan hat Sonntags," erklärte der Eulenbauer unwillig. Das Examen paßte ihm ganz und gar nicht. Denn er glaubte keine Silbe von dem dummen Schnack, wenn er auch Sonntags jetzt sein Fünfpfennigstück opferte.

„O du Eulenspiegel von einem Schuster!" dachte der alte Seelsorger und verbiß sich nur mit vieler Mühe das Lachen.

„So hat Eure gute Frau also auch manchmal Sonntags aus Versehen —"

„Wir sind allzumal Sünder, Herr Pfarrer," sagte der Bibelfeste. „Wollen wir sie auszählen und Stück für Stück mit zwei Pfennigen berechnen?"

„Meine Kissenknöpfe?" rief Matthias Mollenhauer und grübelte nach einem Überschlag. Aber dann überschlich ihn ein leises Gefühl der Beschämung, mit diesem nichtsnutzigen Bauern, der ihn jahrelang geärgert hatte, herumzufeilschen.

„Also, bekomm' ich das Kissen?" drängte inzwischen der andere.

„Wenn's Eurer Frau zum Segen ist, soll sie's haben!" erklärte der Pfarrer ernst.

„Sie jammert danach!“ bekannte mit einer unwilligen Angst in der Stimme der Geizkragen.

„So werde ich es ihr bringen!“

„Und was bin ich schuldig dafür?“

„Nichts!“ sagte der Pfarrer. „Nur sorgt dafür, daß ich über Jahr und Tag nicht wieder ein zweites beisammen habe!“

„Ich — danke — auch schönstens, Herr Pfarrer!“ murmelte der Eulenbauer und drehte seinen Hut verlegen in den Händen. „Und bringen Sie's ihr bald!“

— — — — — — — — — — — — —

Nach diesem Ereignis bekam Christel Ahlemann eine gepfefferte Lektion von seinem sehr unwillig dreinschauenden Vorgesetzten, der, statt die wehleidige Stimmung im Dorfe auszunützen, sein „Sterbekissen“ auch noch ganz umsonst hergegeben hatte.

Als aber eines Tages die glücklich noch einmal zur Mutterschaft gelangte Eulenbäuerin mit ihren Gevatterinnen zusammen durch den Kantor ganz heimlich eine neue goldfunkelnde Altardecke auflegen ließ, fing er an, sich mit der Taktik Mollenhauers zu versöhnen, welche Empfindung sich wesentlich steigerte, als man im Gemeinderat nicht nur dem Kantor, sondern auch ihm, dem Küster, eine freiwillige Aufbesserung zuteil werden ließ.

Und da es zu einer Knopfsammlung des Pfarrers wahrhaftig nicht wieder kam, war er schließlich mit der Wirkung seiner Traumschnurre ganz zufrieden.






Kupplerinnen.

Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau Kuschke, die Portiersfrau, brachte kaum eine Antwort heraus, als der stattliche Offizier der Gardejäger zu Pferde sie fragte, in welchem Stockwerk der Herr Rechnungsrat Hoffmann wohne. Und einen in Seidenpapier gehüllten, großen Blumenstrauß hielt er in der Hand. Auf der Brust, unter dem übergehangenen Pelz trug er ein paar Orden.

Als der Offizier sporenklirrend die Treppen zum ersten Stockwerk hinaufschritt, sah sie ihm mit offenem Munde nach. Dann stemmte sie die Fäuste in die breiten Hüften und schüttelte den Kopf. So was Feines und das Fräulein Mariechen! Denn daß der den Blumenstrauß nicht für den Rechnungsrat mitgebracht hatte, war doch sonnenklar. Es war ja 'was sehr Schönes, so 'n glänzender Offizier, aber was das Fräulein Mariechen in diesen Kreisen zu suchen hatte, konnte sie sich nicht recht zusammenreimen! — Jotte nee, der alte Hoffmann, wenn der das erlebt hätte! Der hätte seine Brille weit vorn auf die Nase geschoben, mißtrauisch über die Gläser hinweggeblickt, die rissigen, abgearbeiteten Hände gefaltet, und wahrscheinlich wär' der elegante Herr Offizier sehr bald wieder mit rotem Kopfe — und mit seinem Blumenstrauß die Treppen herabgekommen!

Nun, sie war die Kuschken, und sie hatte es immer gut hier gehabt. Und wenn sie auch manchmal ein bißchen viel redete, kam's drauf an, konnte sie auch verschwiegen sein wie das Grab. Das hatte sie schon oft bewiesen. — Heute war wieder so ein Tag, an dem man, vorläufig wenigstens, den Mund hielt.

Da wischte sie sich mit dem Handrücken energisch den Mund, ging die sechs Stufen hinunter in ihre Portierloge, nahm den Flickkorb vor — es war nicht zu sagen, was die Göhren zerrissen — und setzte sich dicht an die Glastüre, damit sie auch sehen konnte, wenn der große Offizier wieder wegging. Ob mit oder ohne Blumenstrauß! Und vielleicht fiel auch ein Trinkgeld für sie ab.

Aber der Offizier kam und kam nicht die Treppen herunter. Da lächelte sie verschmitzt. Na ja, das Fräulein Mariechen hatte einen sehr großen Geldbeutel und war in Genf in der feinen Pension ein paar Jahre gewesen. Und dann spitzte sie die Lippen und pfiff. Donnerchen ja, sollte die Skodrowskyn mit ihrem Fluidum dazwischen stecken? Der Frau wär' das schon zuzutrauen! Die sah durch die Wände!

Und wenn das stimmte mit der Skodrowskyn, ja, dann war sie doch eigentlich die Ursache zu den erfreulichen Begebenheiten, die sich anscheinend jetzt oben im ersten Stock abspielten! Nun, undankbar war Fräulein Mariechen nie gewesen! Und mit der Türe ins Haus fiel die Kuschken nicht — Gott bewahre!

Wenn aber da oben wirklich eine regelrechte Verlobung stattfand, dann nahm sie eine Mark und ging zur Skodrowskyn und ließ sich die Karten legen, damit sie auch ganz genau wußte, ob ihre Vermutungen den Tatsachen entsprächen. —

Uffeln wurde in den Salon geführt.

Maria erwartete ihn hier und fiel ihm um den Hals. „Heller, mein Heller!“

Er sah sich um.

Maria lachte. „Onkel erscheint später! Ich hab' dir noch manches zu sagen. Das soll erst geschehen — so haben wir's verabredet. — Also Heller, ganz ehrlich, entzückt ist Onkel von meiner Wahl nicht. Du kannst dir denken warum! Er zieht Schlußfolgerungen, die verständlich sind, wenn man dich nicht kennt! — Oh, ich weiß ja, du wirst ihn sehr schnell eines Besseren belehren! Und wir stehen zusammen, wir zimmern uns ein Leben auf, wie es uns paßt! Was kümmert uns das Gerede der Welt! — Du gibst viel auf und —“

„Sag das nicht, Maria! Bitte, bitte!“

Da schmiegte sie ihren Kopf fest an seine Schulter. „Heller, ich bin eine Hoffmann. Einfache, aber zähe Leute sind wir. Vielleicht von Zeit zu Zeit arg dickköpfig. Wer hat denn keine Fehler? Es ist doch schon eine Menge wert, wenn man sie überhaupt erkennt! — Du hast übrigens auch welche! Recht so, daß du nickst! — Nun, heute wird alles erledigt, was erledigt werden kann! Versprich mir das, Heller!“

Er sah zur Seite. Er verstand wohl, was sie meinte. Die etliche Geldangelegenheit! Damit war aber noch lange nicht „alles“ erledigt! — Sollte er beichten? — Da sah er Maria an. Ihr Blick hing in hingebender Liebe an ihm. Die Arme um seinen Nacken schlingend, stand sie dicht vor ihm.

„Heller, mein Heller!“

Wie sie betteln konnte! Wie reizend und lieb! — Und wenn er ihr nun die volle Wahrheit sagte? — Nein, nein, nein — heute brachte er es noch nicht fertig! Das ging über seine Kraft! Er hätte es wahrhaftig getan, wenn er sie nicht so rasend lieb gehabt hätte.

Erst beweisen, dann reden! Da sparte er ihr doch auch Stunden, vielleicht Tage, ja Wochen voller Qual! Später, wenn die Stunde schlug, da lachte sie sicher darüber, nahm ihn beim Ohr und sagte schelmisch: „Heller, was warst du für ein Halunke! Aber da ich mit dir zufrieden bin, müßte ich mich eigentlich bei der Baronin noch extra bedanken!" — Ja, ja, so würde es werden!

Da nahm er ihren Kopf in seine beiden Hände und sah ihr tief in die Augen „Maria, ich glaube, du hältst mich für viel, viel besser als ich bin! Du hast mir dein Herz mit offenen Händen entgegengetragen und hast nicht viel gefragt. Ich werde dir später einmal, wenn ich dir bewiesen habe, daß meine Liebe nicht geringer ist als die deine — noch manches sagen! — Denk an diese Stunde, Maria!"

Sie küßte ihn. „Wie sollte ich diese Stunde je vergessen können? Und was gewesen ist, was geht es mich an? Oh, ich weiß, ihr Männer seid arge Sünder! — Aber dich wird meine Liebe läutern, Heller! Ich weiß es! Ich weiß es!"

Mit jedem Kuß wurde es Uffeln leichter ums Herz. Maria war für ihn die rechte Frau. Die Einzige! Er wollte ihr ihre Liebe vergelten — hundertfach, tausendfach! — Und den letzten Schmutz, der ihm noch im Herzen saß, den redete er sich heraus, wenn die große Stunde kam.

Ihre Hand glättete die Falten auf seiner Stirn. „Soll ich jetzt den Onkel holen?"

„Ja, Maria, tue das!"

Sie ging.

Er zog sich den graugrünen Koller mit den breiten Silbertressen glatt, hochaufgerichtet stand er da. Wer ihm noch vor wenigen Wochen gesagt hätte: „Du

hältst um deine Braut bei einem ehemaligen Musketier an!“ ausgelacht hätte er den. Und nun war's wirklich so! Es fiel ihm nicht einmal schwer. Es war selbstverständlich! Denn er liebte, liebte ein taufrisches, reines Mädchen, das ihn herausreißen wollte aus all dem Schmutz, in den ihn sein Leichtsinn geworfen! — Und nun wurde recht und schlecht gearbeitet da draußen auf dem Lande! Gerungen um ein Stück Erde, das künftig seinen Kindern Brot geben sollte. Das war auch Dienst fürs Vaterland!

Die Tür öffnete sich. Ein alter Mann im schwarzen Gehrock, auf den ein langer, weißer Bart herabwallte, dicke Tränensäcke unter den Augen, ein paar Ordensbändchen im Knopfloch, trat ein. Hinter ihm kam Maria.

„Lieber Onkel, hier ist Herr v. Uffeln, der dich um die Hand deiner Nichte bitten will!“

Sporen klirrten. Eine elegante Verneigung mit ernstem Gesicht.

„Ja, Herr Rechnungsrat, das tue ich hiermit! Ich weiß, Sie haben Bedenken. Ich halte sie auch durchaus für gerechtfertigt! Nun, wir beide, die für des Vaterlandes Ruhm und Größe im Pulverdampf gestanden, wissen ja, daß Worte nichts, Taten alles sind. Ich habe den ehrlichen Vorsatz, Taten zu leisten, die Ihnen mit der Zeit schon gefallen werden. Das ist das einzige, was ich jetzt sagen kann.“

Der alte Soldat sah den jungen Offizier fest an. Sein Blick blieb haften an dem Kronenorden mit Schwertern am schwarz-weißen Bande, an der Kriegsdenkmünze mit den drei Spangen. Die breite Brust des Greises hob sich. „Herr v. Uffeln, vorläufig reiche ich Ihnen nicht als Onkel Marias, nur als Veteran reiche ich Ihnen die Hand. Auf Ihre Taten werd' ich warten!“

Zwei Hände lagen ineinander. Zwei Augenpaare sahen sich fest an.

Über die schlaff herunterhängende Linke des Greises beugte sich ein frischer Mädchenmund und küßte sie. Es war ein weihevoller Augenblick.

* * *

Als das Dienstmädchen schnell einmal heruntergehuscht war zur Frau Kuschke und ihr mit fliegendem Atem erzählte, daß das Fräulein wirklich und wahrhaftig mit einem feinen Offizier richtige Verlobung feiere, beteuerte die Portiersfrau, daß sie das schon seit langer Zeit wisse, und das Mädchen täte gut daran, oben ihren Dienst gewissenhaft zu versehen, denn Offizieren säße das Geld leicht in der Tasche, besonders bei einem so erfreulichen Anlasse, das werde sie schon merken, wenn er sich verabschiede. Und wie der Offizier heiße, wisse sie auch.

Da hatte das Mädchen militärisch die Hand an die Stirn gelegt und gesagt: „Oberleutnant v. Uffeln, Gardejägerregiment zu Pferd!"

Die Kuschken hatte nur zustimmend genickt. Sie wußte, wie man den Mädels die Würmer aus der Nase zog.

Und als das junge Ding kichernd wieder hinaufgeflattert war, hatte sie ihre Älteste, die gerade in der Portierloge anwesend war, schleunigst zu einer kleinen Besorgung weggeschickt, war an die Kommode gegangen und hatte aus einer verschwiegenen Ecke ihre Schmutzgroschen, von denen ihr „Oller" nichts wissen durfte, zur Hand genommen und eine Mark davon eingesteckt.

Als ihre Tochter zurückkam, stand die Kuschken schon marschbereit.

„Hanne, ich muß mal weg uff 'ne Stunde — paß jut uff!"

Weit war es nicht bis zur Skodrowsky, und sie kam auch gleich dran.

Ein Redeschwall brach auf die Kartenlegerin herein. „Wissen Se noch, da war mal wat janz feinet bei Sie! Eene junge Dame aus unserm Hause."

Aber Frau Skodrowsky schüttelte den Kopf. Sie könne sich absolut nicht entsinnen. Ihre Kundschaft sei ja so schrecklich groß.

Die Kuschken aber sagte: „Nu dun Se mal nich so! Die hab' ick Sie doch jeschickt!"

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, liebe Frau! Ich danke Ihnen! — Nun, und was gibt es denn?"

„Se feiern eben jetzt Verlobung. Ick bin nämlich die Portiersfrau. Und da wollt' ick fragen, ob wirklich bloß dat Fluidum ihr den Mann besorgt hat."

Frau Skodrowsky wußte ganz genau, um wen es sich handelte. Also sie feierten Verlobung! Da wurde aus den beiden Wechseln sehr bald bares Geld. „Liebe Frau! Das Fluidum? Das sind Sachen, die Sie doch nicht verstehen! — Außerdem kann ich doch einer dritten Person nichts sagen, denn da müßte die betreffende Dame erst die Karten, dreimal auf sich zu, abheben!"

Das leuchtete Frau Kuschke auch ein. Aber ihre Mark von dem Schmuhgeld wollte sie unbedingt los sein. „Na ja doch, Frau Skodrowsky. Ick seh' dat ein. — Aberst et is doch nu mal so, ick kenne Freilein Mariechen schon so lange, und da hängt man doch dran! Ick möcht' bloß wissen, ob Se recht, recht jlicklich wird!"

Seufzend griff Frau Skodrowsky zu den Karten und mischte. Die Kuschken mußte dreimal, auf sich zu, abheben. Und die Karten lagen ausgezeichnet!

„Seien Sie ganz beruhigt, liebe Frau, das Fräulein wird sehr, sehr glücklich!“

Da legte die Kuschken ihr Markstück mit großem Nachdruck auf den Tisch. „Jotte nee, det is endlich wieder mal 'ne reene Freide!“

Frau Skodrowsky aber hob die Hand. „Warten Sie! Ich bin noch nicht fertig. Immer gewissenhaft sein! — Eins — zwei, drei, vier, fünf, sechs — sie—ben!“ Ihr Zeigefinger blieb auf der Pikdame haften. „In diesem Falle sind Sie das! — Warum hab' ich Ihnen die Karten gelegt! Hätt' ich's doch bleiben lassen! Nun — ja, ich muß es sagen, liebe Frau!“

Mit offenem Munde saß die Kuschken da und großen Augen. „Et wird am Ende nich doch en Rinfall mit dem Jardisten sein?“

Die Kartenlegerin kniff die Lippen zusammen. Die Frau mußte in große Aufregung versetzt werden, darauf kam es jetzt an. Immer wieder zählte Frau Skodrowsky mit toternstem Gesicht die Karten ab. Auf jede siebente legte sie einige Zeit ihren Zeigefinger. Und dann sagte sie mit großem Nachdruck: „Nein, vorläufig kann von einem Reinfall keine Rede sein! — Aber nun hat sich Ihr Fluidum, liebe Frau, mit dem der jungen Dame gekreuzt. Ich hätte mir das denken können. Nun kann es eine schöne Bescherung geben. Aber das Unglück ist abzuwenden, es kommt dabei nur auf Sie an, liebe Frau!“

Die Kuschken schlug auf ihre Brust. „Und uff mich is Verlaß!“

„Hoffentlich! Sonst könnte unabsehbares Unglück entstehen! — Also, liebe Frau, Sie dürfen das Fluidum nicht stören. Machen Sie auch nur die leiseste Andeutung, Sie hätten die junge Dame zu mir geschickt, stoßen Fluidum und Fluidum aufeinander. — Und

dann — da — Treff neun, ist ein ungeheures Unglück fertig!“

Da fuhr sich die Kuschken erst einmal energisch mit dem Handrücken über den Mund. „Wenn's weiter nischt is! Da kennen Se mir aber schlecht! Ick sag' keen Ton! Mir kennt's janze Stadtviertel! Die Kuschken, dat is 'ne Frau, verstehn Se?“

Frau Skodrowsky verstand. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. „Es wäre ein Segen, liebe Frau, wenn Sie so vernünftig bleiben würden bei all der Anfechtung, die sicher nicht ausbleiben wird!“

Eine großzügige Handbewegung machte die Kuschken. „Dafier könnt' ick meiner Seele Seligkeet hier uff'n Kartentisch legen!“

„Ich glaube Ihnen, liebe Frau! Geben Sie also nie, nie Raum der Anfechtung!“

So bitterernst hatte es Frau Skodrowsky gesagt, daß der Kuschken das Wasser in die Augen schoß. Sie war keines Wortes mächtig, drückte nur der Kartenlegerin ein paarmal energisch die Hand und lief dann zum „Sitzungszimmer“ hinaus.

Mit Gleichmut steckte Frau Skodrowsky das Markstück in ihre weite Rocktasche. Sie verstand es, diese Art Frauen zu nehmen! Neben viel Aberglauben besaßen die ein sehr teilnehmendes Herz und große Anhänglichkeit. So eine, wie diese Frau Kuschke, biß sich lieber die Zunge ab, als daß sie ihr Geheimnis verraten hätte. Aber Kunden schickte die ihr auch weiter zu — erst recht!

Die Kuschken ging mit schnellen Schritten nach Hause. Nein, diese Skodrowskyn! Natürlich hatte die mit Hilfe des Fluidums ihr Fräulein Mariechen und den vornehmen Gardekavallerieoffizier zusammengebracht! Bombenfest stand das bei ihr. — Und nächstens

ging sie wieder hin. Ihre Hanne war ja erst siebzehn. Aber diese Großstadtjöhren! — Auf einen Beamten konnte das hübsche Mädchen doch Anspruch machen. Das Geld für eine gediegene Aussteuer lag ja auf der Sparkasse. — Und wenn die Älteste erst anständig versorgt war, würden sich auch für die beiden jüngeren Mädels Freier finden, die sich getrost sehen lassen konnten.

Als sie, noch ganz aufgeregt, die Glastüre zur Portierstube aufriß, sagte ihre Hanne: „Er is schon wieder weg!"

„Wa—as? Haste 'n Trinkjeld jekriegt?"

„Nee, Mutter, aber in die Backe hat er mir jekniffen, wie ich die Haustür uffjemacht habe," erwiderte sie mit strahlendem Gesicht.

Ja, diese Leutnants! Und es war wohl besser, das erfuhr das gute Fräulein Mariechen nicht. — Na, der kam wieder. Das Trinkgeld riß nicht aus.

„Hanne, hol mer de Sonndagsstiebeln! So 'n Dreckwetter draußen!"

Als die Kuschken die Sonntagsstiefeln angezogen hatte, stellte sie sich vor den Spiegel, strich sich das schon recht grau werdende Haar glatt, ließ sich von ihrer Hanne fein säuberlich abbürsten und huschte dann die Hintertreppe hinauf, um ihrem Fräulein Mariechen recht herzlich Glück zu wünschen.

Die strahlte über das ganze Gesicht. „Ja, liebe Frau Kuschke, die Liebe ist eine Himmelsmacht!"

Das „Fluidum" auch, dachte die Portiersfrau ganz im stillen bei sich. Und ich hab's in Bewegung gesetzt! „Nu, werden Se wohl jar Frau Baronin?" fragte sie.

„Nein, nein! Einfach Frau v. Uffeln!"

„Det klingt aber ooch sehr scheen! — Na, und meinen

Anton mit de Kinder schick ich abends zur Gratulation ruff!" Sie zwinkerte lustig mit den Augen. „Ich hab's natürlich so lange nich ausjehalten, Freilein Mariechen!"

Sie wußte ganz genau, was nun erfolgte. Ein Geldstück wurde ihr in die Hand gedrückt. Dieses Mal war's sogar Gold.

„Aber Freilein Mariechen!"

Da wurde sie lachend zur Türe hinausgeschoben.

Das Fluidum war wahrhaftig eine Himmelsmacht! Das stand nun fest bei der Ruschken.

* * *

Helmut v. Uffeln stand in der Bahn und ließ seine Leute reiten. Er war nicht recht bei der Sache. Die Gedanken jagten sich in seinem Kopfe. Nun mußte er die letzten Fäden zerhauen! Das war nicht schwer. Ein paar Unannehmlichkeiten brachte es freilich mit sich. Und die Zukunft wartete auf seine Taten.

Wenn einer je gute Vorsätze gehabt, so hatte er sie. Schon kurz nach drei Uhr hatte er Maria verlassen müssen. Der Dienst rief ihn, der letzte Dienst als aktiver Offizier!

Dieser Onkel Rechnungsrat war ja ein ganz vernünftiger Mann. Mit dem einigte er sich schon — nicht heute und nicht morgen, aber über Jahr und Tag.

Er fuhr mit der linken Hand in die Tasche seines Pelzes. Lachend hatte ihm Maria da hinein den Scheck gesteckt, über hundertfünfzigtausend Mark! Und als sie gemerkt, wie peinlich ihm diese Geldangelegenheit war, hatte sie gesagt: „Heller, diese Summe hat nicht mein Vater gespart, sondern ich! Ich hab' doch zurückgezogen gelebt und seit Vaters Tod auch nicht annähernd

meine Zinsen aufgebraucht. Und was wir beide uns geben, das läßt sich doch überhaupt nicht in Geldwerte umsetzen, das soll immer Seligkeit sein!" — Das herzige Mädchen! Sie hatte auch in den peinlichsten Augenblicken immer viel Takt gezeigt.

Er wußte, was nun Schlag auf Schlag zu erfolgen hatte. Also diese braven Jungens sollten die letzten beiden Dienststunden, die er abhielt, in gutem Andenken bewahren. Die hingen an ihm. Er hatte es immer gut verstanden, mit seinen Leuten fertig zu werden.

„Bügel hoch, Zügel geknotet! — Eskadron im abgekürzten Tempo — trab!"

„Sechs Uhr!" meldete der Vizewachtmeister.

Er ließ aufmarschieren. „Jungens, am Sonnabend gibt es Freibier und Zigarren für die ganze Schwadron. Trinkt feste auf mein Wohl! Den Grund werdet ihr noch erfahren."

Ein Grinsen huschte über die Gesichter. Es war nicht das erste Mal, daß sie Freibier von ihrem Oberleutnant bekamen.

„Guten Abend, Jungens!"

„Guten Abend, Herr Oberleutnant!" hallte es durch die Reitbahn.

„Wachtmeister lassen Sie absitzen!"

Die Ordonanz riß die Pforte auf. Helmut v. Uffeln tat einen tiefen Atemzug. So — nun lag das fröhliche Reiterleben hinter ihm, die Jugend! Nun mußte der Mann die Hände rühren. Für sich, für sein Weib — und hoffentlich bald für seine Kinder!

In der Wachtstube ließ er sich abbürsten und fuhr sofort zu seinem Kommandeur, dem Obersten Graf Sinzheim.

Der große, schlanke Herr mit den scharf blicken-

den, dunklen Augen, der großen Hakennase fragte verbindlich. „Nun, mein lieber Uffeln, was gibt's denn?"

„Herr Oberst, ich habe mir erlaubt, in dienstlicher Angelegenheit um Empfang gehorsamst zu bitten. Ich möchte meine Überführung zu den Reserveoffizieren des Regiments beantragen."

Der Kommandeur strich sich nachdenklich über die beiden Zipfel seines schwarzen, am Kinn ausrasierten Vollbartes. Es waren ihm allerlei Gerüchte zu Ohren gedrungen, er hatte schon erwogen, ob er Uffeln nicht zu einer Aussprache zu sich befehlen sollte, schließlich hatte er es aber doch unterlassen. Er war keiner, der hinter dem außerdienstlichen Leben seiner Offiziere her schnüffelte. Uffeln war nun einmal kein Rechenmeister, das war ja bekannt. Aber es wurde leicht übertrieben, und mancher rangierte sich, wenn es höchste Zeit wurde. Dienstlich hatte er nie über Uffeln zu klagen gehabt. Es schien aber nun doch schlimmer um ihn zu stehen, als er vermutet hatte.

„Sie haben Schulden?"

„Jawohl! Die aber werden morgen bezahlt bis auf den letzten Pfennig!"

Das war dem Grafen sehr angenehm zu hören. Mußte wieder einmal einer seiner Herren den Abschied nehmen, so sagte womöglich Majestät bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit: „Sinzheim, es fällt mir auf, daß bei Ihrem Regiment die Abgänge unter Ihren Offizieren recht groß sind!" Und das hieß nichts anderes als: „Wenn das so weiter geht, erhalten Sie keine Brigade!" Und die hatte er in einem knappen Jahre zu erwarten. Er sah Uffeln noch einmal scharf an. Wozu viel fragen, wenn der nicht selbst redete. Uffeln aber stand da, in strammer Haltung, den Helm in der Hand, keine Muskel

seines Gesichtes zuckte, nur dunkel hatte es sich gefärbt, sehr dunkel.

„Wenn Sie mir innerhalb drei Tagen dienstlich melden, Herr v. Uffeln, daß Sie schuldenfrei sind, steht nichts im Wege, daß Sie die Überführung zu den Reserveoffizieren des Regiments beantragen."

„Meinen gehorsamsten Dank! — Dürfte ich sofort einen vierzehntägigen Urlaub einreichen, Herr Oberst?"

„Bitte!"

Eine verbindliche Verneigung Sinzheims, ein kurzer Händedruck — Helmut v. Uffeln war entlassen.

Zu Hause setzte er sich sofort hin, schrieb sein Urlaubsgesuch und schickte es mit einem Begleitbrief an seinen Rittmeister, der nur einige Jahre älter war als er, und mit dem ihn zwölfjährige Freundschaft verband. Dann zog er Zivil an und ging zu Maria.

Der Rechnungsrat hatte vorhin bei Tisch Uffeln scharf beobachtet. Wider Willen mußte er zugeben, der Offizier gefiel ihm. Man sah es ihm an, daß er Maria lieb hatte. So verstellen konnte sich doch kein Mensch! Dabei lag in seiner ganzen Art etwas Zurückhaltendes. Er nahm offenbar Rücksicht auf den dritten, der da mit am Tische saß. Aber man las in den Berliner Zeitungen recht wunderbare Geschichten! Geschichten, die man kaum für möglich halten sollte und die sich doch tatsächlich ereignet hatten. Geschichten, die nur möglich waren in der Riesenstadt! — Und verlobt war noch nicht verheiratet! Hatte der Detektiv so viel herausbekommen, würde er auch noch mehr erfahren können. Zwar sträubte sich sein inneres Gefühl gegen solche Schritte, aber was blieb ihm denn anderes übrig? Seinen Schwur hielt er, so weit es in seinen Kräften stand. Und wenn Maria krumme Wege vor einem unglücklichen Leben schützten, so mußten die eben

begangen werden. Die Hauptsache blieb: man sah klar!

Er selbst aber war nicht der Mann, der sich in solchen Winkelzügen zurechtfand. Auf die verstand sich der „Herr General". Also gleich zu ihm gegangen, denn am Stammtisch konnte man über solche Dinge unmöglich reden.

Die beiden Herren Meinhold hörten den Rechnungsrat ruhig an; nur als er erzählte, daß die Verlobung heute stattgefunden, rieb sich der „Herr General" die Knie.

„Mein lieber Herr Rat," sagte er, „wir können uns ja recht gut in Ihre Lage versetzen, aber unter solchen Umständen wird es besser sein, wir lassen die Hände aus dem Spiele!"

Christian unterstrich die Worte seines Vaters durch energisches Nicken.

Da fing der Rechnungsrat an zu betteln, wischte sich sogar eine Träne aus den Augen. „Ich finde mich in diesem Herrn v. Uffeln nicht zurecht. Mir scheint wahrhaftig, er hat das Mädel lieb!"

Vater und Sohn lachten. Herr Christian machte eine seiner himmlischen Handbewegungen.

„Man kennt diese Herren! Die verstehen sich aufs Theaterspielen! Das dicke Ende kommt schon nach, Herr Rat! Die — und es ehrlich meinen mit einem einfachen Bürgermädchen! Es hat eben Geld! Und seit wann faßt ein Ertrinkender nicht nach dem Strohhalm? Ist er aber erst wieder auf dem Trockenen, zertritt er diesen Strohhalm! Sie werden schon sehen! Und da möchte ich mir gestatten, auch ein Wort über meine Person zu sagen." Die Hand, an der das Armband klapperte, schlug er auf seine Brust. „Ich hab's ehrlich gemeint! Ich hab' auch ganz im stillen gehofft,

Fräulein Hoffmann würde noch Vernunft annehmen. Nun hat sie ein anderer geküßt! Das ändert alles — alles, Herr Rat! Die böse Erfahrung hab' ich hinter mir, mit dieser Tat ist sie völlig überwunden! Und deshalb ist es nun erst recht nötig, daß wir auch nicht mehr den kleinen Finger rühren, so gern wir's für Sie täten! Aber wir würden uns nur lächerlich machen. Dafür bedanken wir uns bestens."

Nun nickte der Alte energisch.

Der Rechnungsrat machte ein kreuzunglückliches Gesicht und erhob sich. „Ja, da werd' ich mich eben mit dem Detektiv selbst in Verbindung setzen müssen."

Das fanden Meinholds ganz in der Ordnung. Sie gaben dem Rechnungsrat die Adresse.

Als er gegangen war, telephonierte Christian gleich den Detektiv an und gab ihm Instruktionen. „Und uns erhalten Sie auf dem Laufenden, Herr Wackernagel! Schluß!"

* * *

Uffeln hatte dienstlich gemeldet, daß er schuldenfrei sei. Man hatte ihm im Kasino ein Abschiedsfest gegeben. Die Offiziere zuckten mit den Schultern, man wußte weder woher die „portugiesische Silberflotte" stammte, noch was für Pläne der scheidende Kamerad hegte. „Wartet doch ab, Herrschaften," mehr erwiderte Uffeln auf alle Fragen nicht.

Natürlich machte man sich seinen Vers, und der stimmte ungefähr: Er hat sich sehr reich verlobt, da er aber mit dem Namen seiner Braut nicht herausrücken will, wird die Geschichte einen Haken haben!

Maria war sehr vernünftig gewesen. Sie war ja einverstanden mit seinen Plänen für die Zukunft. Warum also das Gerede herausfordern? Öffentlich

konnten sie sich doch erst nach Hellers Überführung zu den Reserveoffizieren des Regiments verloben. Denn aktive Offiziere dürfen ihre Verlobung nur mit Genehmigung ihres Regimentskommandeurs bekannt geben. Da war's schon besser gewesen, es wurde einstweilen geschwiegen. Heller war ja sonst auf ihre Wünsche eingegangen. Das Aufgebot wurde dann sofort bestellt und vierzehn Tage später sollte die Hochzeit in ganz kleinem Kreise stattfinden. Die Flitterwochen wollte das junge Paar an der Riviera verbringen, denn vor dem Frühling ein Gut zu kaufen, hatte keinen Sinn.

Nach der Abschiedsfeier hatte Uffeln zu seiner Braut gesagt: „Du hast jetzt viele Besorgungen zu machen, und ich möchte gern auf ein paar Tage zu meinen Schwestern fahren. Die Gründe kannst du dir denken. Bist du einverstanden, Maria?"

Es kam ihr schwer an, aber sie willigte ein. Vielleicht war's auch so das beste. Onkel konnte sich mit den Tatsachen immer noch nicht abfinden. Jedes Wort mußte man aus ihm herausziehen. Und sie hatte in der Tat viel zu besorgen. Die Baronin sollte ihr bei den Einkäufen behilflich sein, denn die hatte viel Geschmack! Gefallen sollte doch alles ihrem Heller, und dem war jetzt ein Zusammentreffen mit seinen Kameraden peinlich. Das konnte sie sich recht gut vorstellen. Der gute Heller mußte sich doch erst in die neuen, ganz anderen Verhältnisse einleben!

Uffeln fuhr zu seiner Schwester Grete nach Deutz. Die war immer die vernünftigere gewesen.

Als er ihr aber vorgestellt, wie die Dinge lagen, hatte sie die Hände zusammengeschlagen und gesagt: „Mein lieber Helmut, natürlich wünsche ich dir viel Glück. Aber ich kann unmöglich zu deiner Hochzeit

kommen. Ich stille doch mein Jüngstes selbst! Und mein guter Dicker? Na, du kennst ihn ja! Gegen einen Rutsch nach Berlin hätte er gar nichts einzuwenden, aber Rechnungsräte als Schwippverwandte sind wirklich nicht nach seinem Geschmack! Mir käm's ja nicht drauf an, und deine Braut sieht nach dem Bilde wirklich reizend aus! Laß einige Zeit vergehen, dann besuchen wir dich auf dem Gute und dann spinnt sich ein verwandtschaftlicher Verkehr schon von selbst an. Denn den Onkel Rechnungsrat werdet ihr doch in Berlin lassen?"

Da hatte er sich schleunigst auf die Bahn gesetzt und war über Hamburg nach Ostpreußen zu seiner Schwester Adele, der Gattin eines Landrates in Masuren, gefahren. Dort hatte er noch weniger Glück. Aber Dela war wenigstens ehrlich.

„Also so weit ist es gekommen!" rief sie. „Dann tu uns nur den einzigen Gefallen und kauf dich nicht in Ostpreußen oder gar in unserem Kreise an. Herbert wird sehr gut mit seinen Kreiseingesessenen fertig. Er versteht das. Keiner kann sich beschweren, daß er nicht für die kleineren und größeren Nöte auch des einfachsten Mannes Verständnis hat. Aber Distanz muß trotzdem gewahrt werden, sonst geht der Respekt flöten! Deshalb bleib uns, bitte, vom Halse! — Und da du nun in recht gute Verhältnisse kommst, könntest du eigentlich nach und nach abbezahlen, was wir dir geborgt haben! Übertrieben in der Wolle sitzen wir nicht, das weißt du ja, und vier Kinder sind auch da, die jetzt anfangen Geld zu kosten!"

Da war er aufgestanden, hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen und seine große, elegante, blonde Schwester mit finsterem Gesicht angesehen. Und dann hatte er höhnisch gelacht. „Es ist gut, Dela!

Ich werde mir deine Worte hinter die Ohren schreiben. Daß du meine Braut beleidigt hast, mich also mit — der Gedanke scheint dir nicht gekommen zu sein! — Na, laß nur, es ist schon gut! — Und nun möcht' ich gleich wieder zum Bahnhof, dort werde ich schon erfahren, wenn der nächste Zug aus diesem Loche hinausfährt!"

Er ließ sich nicht halten und war froh, als er wieder im Zuge saß. Brücke auf Brücke brach hinter ihm zusammen. Gut, mochte es sein! Seine Heimat lag am Herzen seines Weibes. Und was er sich von den Schwestern geborgt, sollten sie nach und nach mit Zins und Zinseszinsen zurückerhalten! Aber erst, wenn er's erarbeitet hatte!

Er war nun einmal unterwegs — warum sollte er nicht seinem alten Onkel in Pommern guten Tag sagen? Der hatte ihm immer nach Kräften geholfen, hatte die Jugendzeit noch nicht vergessen, ließ, wenn es irgend ging, zweimal zwei fünf sein! „Rangier dich doch," hatte noch vor kurzem Onkel Fritz, der längst Witwer war, geschrieben. „In Berlin liegen doch die Millionen schockweise auf dem Pflaster! Aber halte dann deine Frau in Ehren!" Warum war er nur nicht gleich zu dem gefahren?

In Danzig gab er ein Telegramm auf und meldete seine Ankunft. Ein Schlitten erwartete ihn auf der kleinen Bahnstation. Der Schnee stob vom Himmel.

Onkel Fritz, glattrasiert und tausend Runzeln im Gesicht, saß zusammengesunken in seinem mit Jagdtrophäen geschmückten Arbeitszimmer. Im Kamin krachten die Buchenkloben.

„Na, mein Junge, dieser Überfall und noch dazu aus Danzig hat mir ein bißchen den Atem versetzt. Ja, man wird leider Gottes nicht jünger! — Da stehen Rotwein und Zigarren! Setz dich! Und nun

erst 'raus mit den jungen Katzen aus dem Sack, damit Ruhe im Lande wird!"

Helmut blieb aber breitbeinig vor seinem Onkel stehen und reckte die Arme zur Seite. Das war ein anderer Ton! Der wärmte und machte das Reden leicht!

Je länger Helmut erzählte, um so gespannter hörte der alte Herr zu. Und wie nun das Gespräch auf die Baronin Lehrburg kam, brannte er sich eine Zigarre an und paffte wie ein Schornstein.

„Nun rate du mir! Soll ich gleich reden — oder noch warten?" schloß Uffeln.

„Wenn du sie ehrlich lieb hast, Helmut, dann ist das eine verfluchte Geschichte. Nämlich mit der Rederei. Das ist Gefühlsache. Ich kenn doch deine Braut nicht! Aber zu deiner Hochzeit komm ich. Der Rechnungsrat soll mich nicht stören — Junge, Junge, halt das Mädel, das dir so vertraut, in Ehren! Und wenn ihr euch ankauft, hör auf meinen Rat! Als Landwirt hab' ich was los. Das geben selbst Leute zu, die mit Vorliebe drei Kreuze hinter mir her machen — Da wird nun aber ein Pullchen Sekt fällig. Ich war nämlich auf eine ganz andere Beichte gefaßt. Morgen früh schreibe ich an deine Braut und heiße sie als Bruder deines guten Vaters, als ein Uffeln, in unserer Familie willkommen. Und hinter deinen Schwestern lauf nicht mehr her!"

„Du willst an Maria schreiben? Oh, ich danke dir!"

„Ja — ja! Jetzt ist dir also das Herz leichter. Na also! Und das war der Zweck der Übung — nicht wahr? — Bleib ein paar Tage bei mir, Helmut!"

„Herzlich gern. Es wäre mir ungeheuer peinlich gewesen, Maria mitteilen zu müssen, daß niemand aus der Familie zu uns hält."

„Du," der Alte drohte ihm mit dem Finger, „über An-

sichten soll man nicht streiten! Aber im Bilde sollst du sein! Wie ich jetzt zu dir halte, so halte ich zu deiner Frau, wenn du sie nicht behandelst, wie sie es verdient! Spiel und Tanz sind nun für dich vorbei, wie's einst für mich vorbei war, nun beginnt der Ernst des Lebens! — Gib mir die Hand drauf, daß du ein Mann sein willst!"

„Ja, Onkel!"

„So, mein lieber Junge! Nun wissen wir beide, woran wir sind miteinander!"

* * *

Der Detektiv gab sich die größte Mühe, aber er konnte nichts Nachteiliges über die Baronin Lehrburg erfahren. Die Herrschaften, die bei ihr verkehrten, waren hochangesehen, ihr Mann hatte bei den Gardejägern zu Pferde gestanden, bei den verschiedensten Wohltätigkeitsveranstaltungen spielte sie seit Jahren eine maßgebende Rolle, ihre beiden Töchter waren in einer der besten Erziehungsanstalten Deutschlands, selbst die Kaufleute in der Nähe, bei denen sie ihre Einkäufe machte, sangen ihr Loblied. Immer sehr liebenswürdig, gar nicht hochnäsig, stets pünktlich ihren Verpflichtungen nachkommend! Dem einen und dem anderen hatte sie sogar persönliche Gefälligkeiten erwiesen.

Da hatte der Rechnungsrat seufzend in die Tasche gegriffen und die durchaus nicht geringen Kosten beglichen. Er teilte das gelegentlich dem alten Meinhold mit. Der aber zuckte die Achseln und tat, als ob ihm diese Mitteilung herzlich gleichgültig wäre.

Helmut schrieb täglich an Maria. Er verschwieg ihr nicht, wie wenig freundlich seine Schwestern sich zu seiner Verlobung stellten. Da zitterten wohl ihre Lippen, der Unmut zog Falten auf ihrer Stirn zu.

sammen, aber der Schluß seiner Briefe, der war immer lieb und gut. Sie fühlte, wie fest er sich an sie klammerte, wie all seine Gedanken bei ihr waren. Und das blieb doch die Hauptsache!

Es war vielleicht gar am besten so! Da würden sie aufeinander angewiesen sein! Oh, den Himmel auf Erden wollte sie ihm bereiten! Und über Jahr und Tag — nein, nicht daran denken!

Sie hatte sich an die Baronin gewandt und sie gebeten, mit ihr Besorgungen zu machen. Mit der konnte sie ja ganz offen über ihren Heller sprechen. Daß er sich in letzter Zeit von der Baronin zurückgezogen hatte, fand sie begreiflich. Sie versetzte sich in seine Lage. Der Baronin hatte er ja zuerst sein übervolles Herz ausgeschüttet, seine Schulden gebeichtet, und die hatte dann zartfühlend die peinliche Angelegenheit zu ihrer Kenntnis gebracht! Ja, an wen hätte sich Heller denn wenden sollen? Es war doch alles so rasend schnell gegangen! In wenigen Wochen wurde sie seine Frau! — Seine Frau! Wie ihr bei diesem Gedanken das Herz schlug! Und als der Brief seines Onkels bei ihr eintraf, jubelte sie laut auf, zeigte ihn der Baronin und erzählte ihr ausführlich, wie wenig nett Hellers Schwestern sich benommen hatten.

Die Baronin legte ihre Hand auf den Arm des jungen Mädchens. „Was wollen Sie, liebe Maria? Der Kastengeist wird nie verschwinden! Das ist nun einmal so auf der Welt, und niemand kann es ändern. Vielleicht ist es sogar recht gut! — Hochgemute Seelen freilich tragen in solcher Lage die Stirn doppelt hoch und lachen über die verrückte Welt! In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, sagt ein Dichter. Je enger man seine Kreise zieht, um so näher kommt der Mensch zum Menschen. Man lernt Fehler erkennen und ver-

zeihen, man findet sich mit ihnen ab. Bei gutem Willen treten dann die Lichtseiten doppelt scharf hervor. Und die wärmen, Maria! — Ich hab' früher auch in der großen Welt gelebt. Na ja, es war ganz schön, ich mach' gar kein Hehl daraus. Aber herzlich zufrieden bin ich auch jetzt in meiner kleinen Villa. Wer mir paßt, ist mir herzlich willkommen, wer mir nicht paßt, kann bleiben, wo der Pfeffer wächst! Die Unabhängigkeit ist das köstlichste Gut, das sich der Mensch wünschen kann. Danken Sie Gott, daß Ihnen und Ihrem Heller dies Gut beschieden sein wird!"

Das waren Worte nach Marias Herzen. Sie hing sich an den Hals der Freundin und küßte sie.

Aber Heller schrieb sie nichts davon, daß sie ihre Einkäufe mit der Baronin machte. Es war ihm nun einmal fatal, daß er die Baronin hatte bitten müssen, seine Fürsprecherin zu sein. Und Ärger hatte der gute Heller jetzt gerade genug. Mündlich ließ sich das alles ja auch weit besser sagen als schriftlich. Wenn er all die Toilettenpracht sah, würde er es schon verstehen, daß sie den Rat und Geschmack der Baronin zu Hilfe genommen hatte. —

Die Baronin rieb sich im stillen Kämmerlein vergnügt die Hände. Sie war eine sehr gewandte Frau, sprach erst mit den Lieferanten, bevor sie mit Maria in den Geschäften erschien. In Berlin ist das etwas Alltägliches! Man bewilligt gern Provisionen bei namhaften Einkäufen. An eleganten Hüten, Toiletten, kostbarer Wäsche, Spitzen wird ja viel verdient — sehr viel! — Und einen Heidenspaß hatte sie außerdem dabei. Die Lorgnette vor den Augen, musterte sie die Toiletten, die Maria anprobierte, wühlte in den Spitzen — und dabei fiel ein so erklecklicher Verdienst ab!

Oft holte sie Maria ab, lernte den Rechnungsrat

kennen und behandelte ihn ganz als ihresgleichen. Der einfache Mann konnte sich innerlich noch so sträuben, er mußte doch zugeben: die Baronin war eine scharmante Frau!

Als er sie eines Tages ganz nebenbei fragte, auf welche Weise sie Maria kennen gelernt, erwiderte sie völlig der Wahrheit entsprechend: „Als ihr liebes Fräulein Nichte Samariterdienste leistete."

„Sa—mariterdienste? Ja aber, Maria?"

Die Baronin wehrte lachend ab. „Mein verehrter Herr Rechnungsrat, wer wird denn so neugierig sein? Nun ja, ich weiß, Sie haben den größten Teil Ihres Lebens in der Provinz verbracht. Da spielt sich das Leben ganz anders ab! In der Weltstadt lernt man sich kennen, geht aber auch wieder auseinander oder sieht sich wieder, wenn man Gefallen aneinander gefunden hat!"

Sie merkte aber gut, der Rechnungsrat hatte Verdacht geschöpft.

Da erhob sie sich rasch, denn es war schon besser, das Gespräch wurde nicht weiter ausgesponnen. „Liebe Maria, es wird höchste Zeit! Kommen Sie! — Adieu, Herr Rechnungsrat!"

Auf der Straße schob sie ihren Arm unter den Marias. Es lag hier eine Fallgrube im Wege, die mußte schleunigst zugeschüttet werden — am besten mit etwas, das aber nicht verletzen durfte.

„Sie haben also Ihrem Herrn Onkel nicht erzählt, auf welche Weise wir uns kennen gelernt haben?" fragte sie.

„Nein! Nehmen Sie mir es nicht übel, Frau Baronin, aber sehen Sie, Onkel ist nun doch einmal ein bißchen mißtrauisch. Die Schulden Hellers liegen ihm noch heute schwer auf der Brust. Er findet sich,

wie Sie schon andeuteten, in der Großstadt noch immer nicht zurecht. Kein Wunder, daß er mit seinem Maßstabe mißt! Und da er meinem sterbenden Vater in die Hand gelobt hat, über mich zu wachen, so wittert er für mich Gefahr. Ginge die Verlobung in die Brüche, ich glaube, er wär' auch noch heute herzlich froh darüber. — Da war's also wohl besser, ich sagte ihm vorläufig nicht mehr, als unumgänglich nötig war. Später wird vielleicht einmal eine Aussprache erfolgen."

Dieses harmlose Geschöpf! Dem mußten gleich die dummen Gedanken aus dem Kopf getrieben werden!

„Sie haben sehr recht getan, so zu handeln, liebe Maria! Sie sind ein sehr kluges Mädchen! Wir können ja offen miteinander sprechen. Wozu Ihrem Herrn Onkel alles auf die Nase binden? Sie sind doch mündig! Alte Leute verstehen sehr, sehr selten, mit der Jugend zu fühlen. So ein alter Junggeselle schon gar nicht. Die werden alle Kleinigkeitskrämer und Nörgler. Übrigens ist das die ganz gerechte Strafe des Himmels. Sonst hätten diese Leute ja gar keinen Ärger, gar keine Sorgen! — Die Schlimmsten sind natürlich die, die ihr Leben in kleinen Städten, in der Tippeltappeltour des Beamtenstandes verbracht haben. Immer Schema F, liebe Maria! — Wenn ich Ihnen also einen Rat geben darf — denn Ihr Herr Onkel wird sich sicher noch sehr eingehend über Ihren ‚Samariterdienst' erkundigen — so behalten Sie Ihre Weisheit für sich! Es ist ja weiter nichts dabei, aber es ist nie klug im Leben, mehr zu sagen, als unumgänglich nötig ist. Deshalb braucht man noch lange nicht zu lügen."

Das leuchtete Maria ein.

Und als sie ihr Onkel am Abend in der Tat nach dem „Samariterdienst" fragte, lachte sie ihn aus. „Ja, ich hab' mich gelegentlich einmal als ‚Samariterin' be-

währt — als Frau der Frau! Was ist dabei? Die Baronin kam dazu. So lernten wir uns kennen! Und nun bitte ich dich, frag nicht wieder, denn ich kann's nicht leiden, mich in bengalisches Licht setzen zu lassen!"

Der Rechnungsrat kniff die Augen zu, fragte aber nicht wieder. Es hatte ja doch keinen Zweck. Aber einen Haken mußte die Geschichte haben!

* * *

Helmut wurde eine innere Unruhe nicht los. Es zog ihn mit tausend Fäden zu Maria, und doch bangte ihm vor dem Wiedersehen. Ja, wenn der Tisch ganz rein gewesen wäre! Aber diese Heimlichkeiten lasteten schwer auf seiner Seele. Fünfzigtausend Mark waren keine Kleinigkeit! Und das kostete diese Kuppelei! — Eine ekelhafte Geschichte! — Stunden kamen, in denen er fest entschlossen war, Maria ehrlich die Wahrheit zu gestehen. Aber da kamen immer gleich wieder die Zweifel hinterher.

Er sprach noch einmal mit seinem Onkel darüber. Der kannte das Leben.

„Ich kenn' deine Braut nicht, wie soll ich dir da raten," sagte er. „Selbst mußt du die böse Geschichte in Ordnung bringen! Wenn du ehrlich mit deinem Herzen an ihr hängst, ist das allerdings eine dreifach unangenehme Lage. Der Anstand befiehlt dir zu reden. Der Verstand rät dir, zu warten, bis du ihr bewiesen, wie lieb du sie hast. — Das sind Gefühlssachen. Da gibt es auch Milderungsgründe. Falls du nämlich den felsenfesten Vorsatz hast, deiner Braut jeden Stein aus dem Wege zu räumen. Fahr also zu ihr, sage ihr in einer geeigneten Stunde die Wahrheit, in der ihr Herz den Glauben an dich doppelt festhält — noch vor deiner Verheiratung!"

Da hatte er sich auf die Bahn gesetzt und war nach Berlin zurückgefahren. Im Savoy-Hotel am Friedrichsbahnhof nahm er Wohnung. Da war er in ihrer Nähe. Angemeldet hatte er sich nicht, er wollte sie überraschen und ihr in der ersten Freude des Wiedersehens die volle Wahrheit sagen.

Als er — der Abend war schon hereingebrochen — in Gedanken versunken die Friedrichstraße hinaufging, hatte sich auf der Weidendammerbrücke ein Stock an seine Schulter fest. Er fuhr zusammen und drehte sich unwillig um.

Lachend stand ein Regimentskamerad in Zivil vor ihm, der kleine Grüningen. Er zwinkerte vergnügt mit den Augen. „Da liegt man hier auf einer Fährte, und wer wechselt an einem vorbei? Helmut Uffeln! Guten Abend — und ich gratulier' dir allerbestens! — Hm — hm!" Der kleine Kerl schmunzelte. „Also ich hab' sie gesehen, deine Braut. Man munkelt von vier Millionen. Wahrscheinlich ist das Sümmchen nach oben ein bißchen reichlich abgerundet, aber es wird jedenfalls langen für den Hausbedarf! Und gut sieht sie aus — alle Wetter!"

Über Uffeln kam eine Totenruhe. Der kleine Grüningen war das leichtsinnigste Huhn im Regiment und mit dem schnoddrigsten Mundwerk begabt. „Was soll denn das heißen?" fragte er kalt.

Ein lautes Lachen war die Antwort. Grüningen hing sich an Uffelns Arm. „Na ja, du spazierst doch noch ein bißchen weiter nordwärts. Und dir die Würmer aus der Nase zu ziehen, ist augenblicklich wirklich das Interessanteste für mich. Glaub mir's getrost! Und wenn du denkst, unsereiner erfährt nicht, was in Berlin vorgeht, da hast du von meinen Fähigkeiten nur eine sehr schwache Vorstellung."

„Also schieß los, Grüningen! Es wird ein schöner Unsinn zutage kommen!“

„Oho! Erlaube! — Im Regiment machte man sich ja seinen Vers — kannst dir's ja denken! Wo du mit einem kleineren oder größeren Pump gehangen hast, hängt doch mancher andere auch! Solche Halsabschneider freuen sich doch, wenn sie wieder zu ihrem Mammon mit den landläufigen Zinsen kommen! Und wer sich freut, dem läuft leicht der Mund über. Außerdem deine dienstliche Meldung an den Kommandeur, du seist schuldenfrei — na, da weiß doch ein gebildeter Mitteleuropäer Bescheid! — Und wie ich neulich so harmlos wie heute in Zivil bummle in der Friedrichstraße, da seh ich drüben auf der anderen Seite sich die Baronin Lehrburg von einer sehr hübschen jungen Dame verabschieden! — Uffeln, man weiß ja nichts, aber man munkelt! Und gar schwer drückt mich selbst der Schulden Last! Ich also schleunigst über den Fahrdamm gewechselt und der Baronin meinen Kratzfuß gemacht. Sie ist doch nun einmal hinreißend liebenswürdig! Wir zusammen runter nach der Leipziger Straße, auf einen Husch hinein ins Café Josty. Es langte gerade, um uns allerlei zu erzählen. Ein bißchen dazu gestöhnt hab' ich auch! Es gibt im Menschenleben Augenblicke, in denen viele Worte durchaus nicht angebracht sind — und ausgezeichnet hat sie mich verstanden! Wenn sie auch sehr, sehr vorsichtig in ihren Ausdrücken war, ich hörte doch heraus, was ich wissen und was sie sagen wollte. Nämlich: vorkommendenfalls halte ich mein sehr reich assortiertes Lager —“

„Grüningen!“

„Gott, ja — lieber Kerl! Markier doch nicht Entrüstung! — Ob mich nun eine Tante gratis und franko

in den Hafen der Ehe bugsiert, oder für Geld und gute Worte die Baronin Lehrburg, ein großer Unterschied ist das doch gerade nicht! Beim Ehestiften wird fast immer so oder so nachgeholfen. Wenn die lieben Leutchen immer die Wahrheit sagen wollten, dann könnte man da manches zu hören bekommen — bis ganz oben hinauf! Und daß es mitunter recht gut ausschlägt, ist doch das Tröstliche an der Sache!"

Tief holte Helmut Atem. Viel Fragen hatte keinen Sinn. Dieser Grüningen war ein Fuchs. Gegen den war das einzig Richtige, scharf anzureiten. „Ich will's nicht wissen, was die Baronin Lehrburg gesagt hat. Aber eines will ich dir sagen: Ich bin verlobt, und ich stehe vor meiner Braut, die ich ehrlich lieb habe, mit der Pistole in der Hand, wenn es sein muß! Und ich erfahre alles genau so gut wie du! Vielleicht noch viel besser! Also mach kein langes Federlesen — du wirst mir den Liebesdienst erweisen und meine Ansicht recht rasch unter die Leute bringen — nicht wahr? So, da ist meine Hand! Laß mich jetzt allein meinen Weg weiter gehen, Grüningen! Leb wohl und lern ein bißchen besser von der Liebe denken. Ich hab's auch erst lernen müssen!"

Der kleine Grüningen machte ein ganz verdutztes Gesicht. „Jotte nee — so empfindlich?! Ich wollte dir doch nicht weh tun! Aber ich werde mir deinen Wunsch hinter meine Ohren schreiben. Man soll's wissen, Uffeln, wie du denkst und — fühlst! — Weißt du, darum beneid' ich dich, ich alter Sünder! Und ich sag': auf Wiedersehen! Und eine recht zufriedene Zukunft wünsch' ich dir!"

„Ich danke dir, Grüningen!"

Der Kleine machte kehrt. Uffeln verlangsamte noch seine Schritte. Er hatte sich's ja denken können,

daß sich Maria an die Baronin anschloß. Die war doch die Einzige, mit der sie sich über ihn aussprechen konnte. Wie peinlich das war! Und er hatte sich vorgenommen, ihr die volle Wahrheit heute abend zu sagen! Sein Weg sollte reinlich sein! Aber immer, wenn er den Vorsatz gefaßt hatte, Maria die Wahrheit zu sagen, kam irgend etwas dazwischen. Die schroffe Abweisung seiner Geschwister, das alberne Gerede Grüningens zerrten an seinen Nerven.

Wenn sein Onkel ihm nicht den Kopf leidlich gerade wieder auf die Schultern gesetzt hätte, wäre ihm ganz jämmerlich zumute gewesen. Aber der Onkel hatte sich die Finger auch nicht verbrennen wollen. Und doch hatten sie beide die Überzeugung: Es ist unanständig, mit einem solchen Geheimnis den Bund fürs Leben zu schließen! Die Vertröstung auf die Zukunft war ja eigentlich der reine Schwindel!

Wenn nur dieser Onkel Rechnungsrat nicht immer so ein mißtrauisches Gesicht gemacht hätte! Der einfache Mann reimte sich mit seinem gesunden Menschenverstand schon ungefähr die Wahrheit zusammen. Und wenn der ihm eines Tages auf den Kopf zusagte: „Herr v. Uffeln, dieses Kennenlernen war eine ganz gemeine Kuppelei!“ — was hätte er da antworten können?

Auf einmal stand er vor Marias Haus. Frau Kuschke hatte ihn vom Flur aus gesehen. Sie riß die Tür auf, knickste und strahlte.

„Herr Oberleutnant! Nein, Herr Oberleutnant — sind Sie wieder da?“

„Ist das gnädige Fräulein zu Hause?“

„Ja freilich — das — gnädige Fräulein is oben!“

Eilig lief er die Treppe hinauf. Maria kam ihm schon im Korridor entgegen und fiel ihm um den Hals.

„Daß du wieder da bist! Selig bin ich! Selig!“

Ihre Küsse, ihre strahlenden Augen — — — —

Nein, er konnte sie nicht aus allen Himmeln reißen! Heute nicht! Das ging über seine Kraft!

* * *

Das Aufgebot hing schon aus, und noch immer hatte Helmut sich nicht entschließen können, Maria die volle Wahrheit zu sagen. Es war ein ständiges Sichselbstbetäuben, in dem er jetzt lebte. Saß er mit seiner Braut allein zusammen, schwieg die innere Stimme fast immer. Er gewann Maria lieber von Tag zu Tag. Er, der das Leben in vollen Zügen genossen, war ein ganz anderer geworden. Ein besserer! Dieses taufrische Mädchen, das sich mit jeder Faser seines Herzens nach ihm sehnte — ein Gnadengeschenk vom Himmel war das! Sie verstanden sich ausgezeichnet. Taktvoll redete die Braut nie von der Vergangenheit, alle ihre Hoffnungen rankten sich um die Zukunft. Wie sie sich freute auf das Landleben! Mit welch grenzenlosem Vertrauen sie all ihr Empfinden in seine Hände legte!

Und er studierte sie liebevoll. Er sah bis auf den Grund ihres reinen Herzens. Maria hatte viel nachgedacht in den Jahren ihrer Reife. Nicht in flüchtigem Genießen, nicht bei äußerem Schein hatte sie ihre Tage verbracht. Und wenn die Einsamkeit auch manchmal lastend auf ihr gelegen haben mochte, des Vaters Aufstieg hatte ihren Blick geweitet. Auch des Vaters offene Augen hatte sie geerbt. Hoffmannsches Blut fand sich in der Welt überall zurecht! Und wenn doch dann und wann einmal eine absonderliche Ansicht bei ihr zum Vorschein kam, so ließ sie sich willig belehren. Aber nicht blindlings nahm sie Belehrungen an — nein, sie wollte überzeugt sein. Und wenn ihm das gelang, dankte sie es ihm ehrlich.

Ihr Heller mußte schon auf dem Posten sein, denn ihr scharfer Verstand ließ ein Ermatten nicht aufkommen — so lange sie allein waren. Erschien aber ihr Onkel auf der Bildfläche, stockte das Gespräch stets, obgleich der Rechnungsrat kaum einmal das Wort direkt an Uffeln richtete. Auf Fragen antwortete er kurz, aber höflich. Nie blieb er lange mit dem Brautpaar zusammen.

Auf Uffeln lastete seine Anwesenheit immer wie ein stummer Vorwurf. Der alte, einfache Mann traute ihm nicht, aber er sagte es nicht. Auch Maria gegenüber nicht. Die machte ihm wiederholt Vorwürfe, wenn ihr Heller nicht da war.

„Du könntest schon allmählich ein bißchen freundlicher werden!“

Da sah der Rechnungsrat seine Nichte finster an. „Herr v. Uffeln kennt meine Ansicht. Er würde es gar nicht verstehen, wenn ich anders wäre. Und ich denk' auch nicht im Traume daran, mein Verhalten zu ändern. Wenn ich schweige, so tue ich das, weil Reden gar keinen Sinn hat, du läßt heute und morgen doch nicht von ihm!“

„Nie und nimmermehr!“

„Das sollte mich nur ehrlich freuen — vorausgesetzt die Zukunft entwickelt sich so, wie du sie dir wünschest.“

Maria lachte erst hell auf, dann aber wurde sie ernst. „Du mußt doch herausfühlen, wie peinlich er dein Verhalten empfindet!“

„Natürlich tu' ich das! Es ist mir sogar lieb. Er soll nicht vergessen, daß ich auch noch da bin, wenn etwa alle Stränge reißen sollten.“

Maria war viel zu glücklich, als daß sie die Vorhaltungen ihres Onkels auf die Dauer ernst nahm.

Sie redete dann überschwenglich von ihrem Heller und seinen Plänen.

Der Rechnungsrat kniff nur die Lippen zusammen und zog sich möglichst bald in sein Zimmer zurück.

War Uffeln allein, so verflog der Rausch immer sehr rasch. Sein Gewissen mahnte ihn: Sei ehrlich! Sei ehrlich! Dann schalt er sich selbst, faßte die besten Entschlüsse und führte sie doch nicht aus, wenn Maria ihm um den Hals fiel.

Seiner Weisheit letzter Schluß war: Nur noch wenige Tage, dann ist Maria ganz mein, dann kommt die große Stunde, dann sitzt mir der Rechnungsrat nicht mehr auf dem Nacken!

* * *

Der Hochzeitstag kam heran. In ganz kleinem Kreise sollte er gefeiert werden. Da hatte Uffeln den ersten Tanz mit Maria. Sie wollte durchaus, daß die Baronin eingeladen wurde.

„Heller, das sind wir ihr einfach schuldig! Unser Glück verdanken wir doch eingentlich ihr! Und wie du nicht da warst, hat sie sich meiner so furchtbar lieb angenommen!"

Da biß er die Zähne zusammen. Das kam von der elenden Schlappheit. Wie sollte er es Maria deutlich machen, daß die Baronin die allerletzte war, die er sich an seinem Hochzeitstag herbeiwünschte? Ganz nervös machte ihn der Gedanke.

„Sie wird ja gar nicht kommen wollen, Maria!"

„Warum denn nicht? Wenn ich sie bitte, mir gibt sie keinen Korb! — Überhaupt, was hast du eigentlich gegen sie? Ihr seid doch früher immer gut Freund gewesen!"

„Na ja! Das schon, aber —"

„Nichts von ‚aber‘! Wir fahren heute nachmittag hinaus zu ihr. Dein Onkel, mein Onkel — es ist doch gar zu wenig! So lieb ich dich habe, Heller, meine Hochzeitsfeier hab' ich mir anders vorgestellt! Die einzige Bitte mußt du mir schon erfüllen!“

Das durfte nicht sein! Diesem Lug und Trug auf solche Weise noch die Krone aufsetzen, wäre erbärmlich gewesen! Und die Baronin wäre gekommen! Schon um ihm zu zeigen, daß sie sich von ihm nicht an die Wand drücken ließ.

„Weißt du,“ sagte er, „mir ist dieses Zurschaustellen peinlich! Ich hab' dir das doch schon gesagt! Besonders, weil meine Geschwister nicht kommen. Die Baronin erzählt's brühwarm im Regiment herum und —“

Da warf Maria den Kopf in den Nacken, die Röte schoß ihr ins Gesicht. „Das hättest du mir nicht sagen sollen — das nicht!“

Zum ersten Male sah er Tränen in ihren Augen. Ihm ging der Verstand durch. Ohne ein weiteres Wort zu sagen, lief er fort, warf sich in ein Automobil und fuhr zur Baronin nach dem Grunewald hinaus.

Die frische Luft tat ihm gut, machte ihm den Kopf klar. Also deutsch geredet mit dieser Frau!

Sie empfing ihn kühl und bat ihn mit einer lässigen Handbewegung, Platz zu nehmen.

Da kamen ihm die Worte wie aus der Pistole geschossen aus dem Munde. „Frau Baronin, meine Braut möchte Sie bei unserer Hochzeitsfeier sehen! Daß mir das peinlich ist unter den nun einmal obwaltenden Umständen, können Sie sich denken! Ich bitte Sie, eine etwaige Einladung freundlich, aber bestimmt abzulehnen. Gründe lassen sich ja finden.“

Die Baronin machte ein sehr hochmütiges Gesicht, dann sagte sie ruhig: „Natürlich lassen sich die finden!

Dankbarkeit ist entschieden nicht Ihre starke Seite, Herr v. Uffeln! Fassen wir also die Angelegenheit rein geschäftlich auf. Ich werde verreisen — unter der Voraussetzung, Sie lösen bereits heute nachmittag fünf Uhr die Wechsel ein. In der Lage dazu sind Sie ja."

Seine Fäuste krampften sich zusammen, schwer ging ihm der Atem. „Es sei — Frau Baronin! Um fünf Uhr!"

Dann ging er. Zu Fuß lief er vom Grunewald bis zur Behrenstraße, hob von der Bank das Geld ab, nahm nun ein Auto und betrat pünktlich um fünf Uhr die kleine Villa wieder.

Bevor er sich in den Salon begab, rieb er sich immer wieder die Stirn. Sein Denkvermögen war wie gelähmt. Wie war das alles gemein — hundsgemein! Und zu Hause weinte sich Maria die Augen rot!

Lächelnd öffnete das Dienstmädchen die Tür zum Salon. Da riß er sich zusammen.

Stehend empfing ihn die Baronin. Sie neigte auf seinen Gruß nur flüchtig den Kopf und sagte geschäftsmäßig: „Ich hatte Ihnen gesagt, allein verdiene ich das Geld nicht! Da, nebenan, in dem Zimmer, in dem Sie sich verlobt haben, sind die, mit denen ich zu teilen habe. Hier sind vorläufig zwei Wechsel über zwanzigtausend Mark. Also ich bitte erst einmal um diese Summe!"

Mit zitternder Hand zog Uffeln einen dicken Umschlag, der fünfzig Tausendmarkscheine enthielt, aus der Brusttasche und legte zwanzig dieser braunen Scheine auf den Tisch.

Die Baronin raffte sie zusammen, gab ihm die Wechsel und verschwand im Nebenzimmer.

Uffeln mußte sich setzen. Das Blut brauste ihm in den Ohren, das Zimmer tanzte vor seinen Augen.

Wie jämmerlich das war! Wie entsetzlich jämmerlich!

Die Baronin kam wieder, brachte einen Wechsel über zehntausend Mark und verschwand von neuem, nachdem sie das Geld erhalten hatte. Und dann präsentierte sie die beiden letzten Wechsel über zwanzigtausend Mark und stopfte dieses Geld lässig in ihre Handtasche.

„Somit wäre dieses Geschäft erledigt, Herr v. Uffeln! Ihrem Wunsche gemäß werde ich morgen früh auf einige Tage verreisen. — Leben Sie wohl!“

Er taumelte zur Tür hinaus, setzte sich in das wartende Automobil und fuhr nach seinem Hotel. Heute konnte er Maria nicht mehr sprechen — das ging über seine Kraft. In seinem Gehirn hämmerte das Blut, das Genick schmerzte ihn. Er wußte nur eines, daß er ein erbärmlicher Kerl war, der nicht einmal so viel Mut hatte und so viel Kraft, seiner Braut zwei Tage vor der Hochzeit die volle Wahrheit zu sagen. —

Der Rechnungsrat tat, als wundere er sich gar nicht, daß Uffeln heute bei Tisch fehlte. Er fragte auch gar nicht, sah nur von Zeit zu Zeit flüchtig seine Nichte an. Die saß wie versteinert da und sagte auch kein Wort.

Also hatte es einen harten Zusammenstoß gegeben — zwei Tage vor der Hochzeit! Es würde schon alles so kommen, wie er sich's gedacht hatte. Aber um Gottes willen nicht reden! Von selbst mußte Maria der Mund überfließen!

Als er abends von seinem Dämmerschoppen zum Abendbrot nach Hause kam, sagte ihm das Mädchen, daß sich das gnädige Fräulein zu Bett gelegt habe, denn sie fühle sich nicht wohl. Da nickte der alte Mann nur.

* * *

Die drei Kupplerinnen feierten bei der Baronin das gute Geschäft mit einer Flasche Sekt.

Die Vertraute der Kartenlegerin sagte zu den Ratsuchenden an diesem Tage zwischen vier und sieben: „Frau Skodrowsky wird sehr bedauern. Aber sie ist zu einer Prinzessin befohlen! Und wie lange im Palais die Sitzung dauert, vermag ich nicht anzugeben. Vielleicht warten Sie? Oder kommen Sie wieder?“

Leise sprach so die Vertraute, aber mit der größten Gelassenheit. Gerade als wären solche „Befehle“ durchaus nichts Seltenes!

* * *

Am nächsten Morgen mit der ersten Post bekam Maria einen Brief ihres Bräutigams. Sie riß den Umschlag auf, ihre Pulse flogen, ihr Atem stockte. Er schrieb:

„Meine Maria!

Denke nicht, ich wäre gestern abend nicht gern zu dir gekommen. Aber ich konnte nicht. Ich mußte noch etwas in Ordnung bringen, das mich entsetzlich mitgenommen hat. Das lag mir schon immer in den Gliedern. Deshalb hat gestern unsere Aussprache über die Einladung der Baronin so unerfreulich geendet. So durfte ich nicht von Dir gehen, wie ich es getan — das verzeih mir. Und rühr, bitte, in der nächsten Zeit nicht an den gestrigen Tag. Die Stunde wird kommen, in der ich Dir Aufklärung geben werde. Glaub an meine innige Liebe, Maria! Vertrau mir! Erinnere Dich, was ich Deinem Onkel gesagt: Worte sind nichts — Taten alles! Um elf bin ich bei Dir.

Heller.“

Marias Lippen zitterten. Ein paar Tränen rannen



ihre Wangen hinab. Sie dachte nicht an sich, nicht an die Kränkung, die ihr Heller zugefügt. Sie dachte nur an ihn und seine Sorgen. Sie wollte gar nicht wissen, was das für eine Geschichte war. Die lag vor ihrer Zeit. Wenn nur die Zukunft ihr gehörte! Ihr ganz allein! Um die galt es zu kämpfen, sie sich zu erobern! Also den gestrigen Tag vergeben — und ganz vergessen. Wer sich im Leben in den Schatten stellte, statt sich von der Sonne wärmen zu lassen, der war doch ein Narr! — Morgen wurde sie seine Frau! Seine Frau!

Da wurde ihre Stirn wieder glatt. Den Schwamm mit kaltem Wasser drückte sie immer wieder ins Gesicht. Der Onkel durfte keine verweinten Augen sehen, und ihr Heller erst recht nicht.

Beim Frühstück war sie in bester Stimmung. Der Rechnungsrat wußte nicht, was er denken sollte. Eine Frage lag auf seinen Lippen, aber er drängte sie zurück.

Pünktlich um elf Uhr kam Heller. Er wollte sich entschuldigen. Sie verschloß seinen Mund mit ihren Lippen und schüttelte ihm herzlich beide Hände.

Tief atmete er auf. Wie gut, wie verständig seine Maria war!

Am Nachmittag holte er seinen Onkel vom Stettiner Bahnhof ab. Der nahm auch Wohnung im Savoy-Hotel. Heller teilte ihm mit, daß er Maria noch nichts gesagt habe, die Provision von fünfzigtausend Mark sei inzwischen an die Baronin gezahlt.

Der alte Herr zog die Schultern hoch. „Ja, mein Junge, eigentlich ist es recht überflüssig, daß du mir das auf die Nase bindest. Na, nun weiß ich's. Schön ist das alles durchaus nicht. Blick du jetzt nur noch vorwärts! Du kriegst ein Heidengeld in die Hand. Mit dem wirtschafte vernünftig — und sei sparsam. Eines Tages muß deine Frau dieses Geld mit Zins und Zinseszinsen

zurückhaben. Das kann ein Jahrzehnt und länger dauern. Aber das muß dir einfach der Anstand befehlen. Und mit der Wahrheit halte nicht ewig hinter dem Berge. Du weißt, ich bin kein Splitterrichter. Dir steht für dein bisheriges Schweigen ein einziger Milderungsgrund zur Seite. Wenn nämlich das wahr ist, was du mir gesagt hast: daß du sie aufrichtig liebst!"

„Wahrhaftig, Onkel, so ist es!"

„Das bleibt die Hauptsache, das weitere findet sich schon!"

Der Onkel schlug auch gleich eine feste Brücke zum Herzen seiner neuen Nichte. Er küßte sie sofort bei seinem Eintritt auf beide Wangen und sagte ehrlich: „Der Junge war mitunter ein Tunichtgut. Aber Courage hat er im Leibe — er hat's ja bewiesen! Und ehrlich lieb hat er dich. Darauf kommt's an. Halt ihn fest an der Kandare, Maria! Ich bin ein Uffeln, kenn mich in meinem Blute aus. Wenn wir erst einmal am Genick gepackt werden mit Verständnis, dann werden wir ganz brauchbare Menschenkinder. Die Augen offen, vertrauensvoll in die Zukunft geblickt — und wenn der lange Bursche einmal nicht gut tut, einfach an mich geschrieben, dann komm' ich und fahr' wie ein Donnerwetter über ihn her! — Du wirst morgen eine Uffeln, und ich bin der Älteste des Geschlechtes! Die Uffeln waren immer ritterlich gegen ihre Frauen, der Junge soll keine Ausnahme machen, darauf soll er mir jetzt die Hand geben!"

Heller tat es sofort. Marias Augen glänzten. Das waren Worte, die sie verstand. Leicht wurde ihr's ums Herz. Sie hatte vor diesem Zusammentreffen doch etwas Angst gehabt.

„Ich habe grenzenloses Vertrauen zu ihm!" sagte sie einfach.

„Recht so! Das ist die erste Voraussetzung!" Und

dann wandte sich Herr v. Uffeln an den Rechnungsrat und begrüßte ihn mit einem herzhaften Händedruck. „Freu mich sehr! Wirklich! Ich weiß es, Ihr verstorbener Bruder hat Ihnen sein einziges Kind anvertraut! Und erbaut sind Sie von der Wahl Ihrer Nichte bisher gerade nicht! Nun, die Jugend geht eben ihre eigenen Wege — und das ist ein Zeichen von Kraft, von Gesundheit, Herr Rechnungsrat Hoffmann! Mag sie sich durchbeißen, wie wir uns durchgebissen haben!“

Der Rechnungsrat verbeugte sich stumm. Er hatte das Gefühl, Herr v. Uffeln machte zu viele Worte. Es mochte vielleicht an den absonderlichen Verhältnissen liegen. Ihn holte man nicht aus seiner Reserve heraus! Er wartete ruhig ab, was die Zukunft brachte, und hielt sich die Hände frei! —

Zu vieren verbrachte man den Polterabend. Zu vieren fuhr man am nächsten Morgen auf das Standesamt. Zu vieren zur Kirche. Nur wenige Menschen hatten Zutritt erhalten, unter diesen Frau Kuschke mit ihrem Anton und den Kindern. Die gute Frau mußte sich immer wieder die Tränen aus den Augen tupfen und das Taschentuch auf den Mund pressen. Und als sie nach der feierlichen Handlung mit ihrer Familie das Gotteshaus verlassen, sagte sie zu ihrem langen, hageren Anton: „Wenn dat der olle Hoffmann erlebt hätte! So 'ne Hochzeit! Ja, ja, ja, da macht man sich so 'ne Jedanken!“

Der brave Anton machte sich allerdings auch „so 'ne Jedanken“. Aber die hatten eine ganz andere Richtung. Der Herr Rechnungsrat zog jetzt hinauf in die leere halbe Etage im dritten Stockwerk. Mit Fräulein Mariechen war immer ein gutes Auskommen gewesen. Wenn der Herr Rechnungsrat einmal reichlich gepoltert hatte, dann war man vertrauensvoll zu Fräulein Marie-

chen gelaufen. Die hatte den Schaden immer einzurenken gewußt. Das hörte nun auf! Und auch die vielen Trinkgelder hörten auf!

Seine Frau brachte ihn durch einen gelinden Rippenstoß auf die angeschnittene Frage zurück. „Na also, Anton, wat meenste zu die Hochzeit! Erst kommt er an in Uniform! Un nu bei die Hochzeit in Frack! Un keen eenziger Offizier vons Rejiment! Et hat en Haken, die Jeschichte!"

Anton Kuschke lachte. „Dat is doch klar wie dicke Tinte! Hätt er sonst dat Freilein Mariechen jenommen? Jott bewahre! — Dat is 'ne Schiebung!"

„Anton!"

Die Kuschken blieb stehen, ihre breite Brust wogte. Die gräßlichsten Gedanken schossen ihr blitzartig durch den Kopf. „Du—u, meenste dat wirklich?"

„Nu ja doch! Dat meent doch jeder, der die Hochzeit jesehen hat!"

Da wurde die redselige Frau Kuschke sprachlos. Vermutungen schossen durch ihr Hirn, Vermutungen und Überlegungen, die von der Wahrheit gar nicht so weit entfernt waren. —

Oben in der Hoffmannschen Wohnung folgte das Festessen. Ein Stoß Telegramme waren gekommen. Von Uffelns Schwestern, vom Regiment, von den Kindern von Uffelns Onkel. Aber nur von den letzteren waren sie herzlich abgefaßt. Von Marias Freundinnen aus der Genfer Pension hatten auch ein paar telegraphiert — aber recht kühl.

Maria machte sich keine Gedanken. Nun war sie sein! Hellers Frau! Alles andere war ja so gleichgültig!

Gleich nach dem Essen verabschiedete sich das junge Paar. Sie wollten heute noch nach Leipzig fahren.

Von da über München an die oberitalienischen Seen und an die Riviera.

Als sie das Haus verlassen hatten, schlug der alte Uffeln die Beine übereinander, lehnte sich in seinem Sessel zurück, blies den Rauch seiner Zigarre vor sich hin und sagte: „Mein lieber Herr Rechnungsrat, schmeißen Sie mich jetzt 'raus? Oder darf ich noch ein Stündchen bei Ihnen bleiben? Mein Zug geht nämlich erst spät."

„Aber bitte! Ich freue mich, wenn Sie sich in meiner Gesellschaft wohl fühlen, Herr v. Uffeln!"

Es klang nicht übertrieben freundlich, so höflich die Worte auch gewählt waren.

Aber wenn es darauf ankam, hatte der alte Uffeln ein dickes Fell. „Also — ich möchte mich aussprechen, von Mann zu Mann."

„Das hab' ich mir gedacht."

„Na schön, Herr Rechnungsrat! Nun sind sie über alle Berge. Und Sie sitzen hier, denken an das Gelöbnis, das Sie Ihrem verstorbenen Bruder gegeben haben. Sonderlich wohl ist Ihnen nicht. Ich kann das verstehen. — Der Teufel auch, zusehen müssen, wie einem das aus der Hand wächst, was man hüten und schützen soll!"

„Sie haben ganz recht! Bei dem Gedanken wird mir's übel."

„Das heißt, Sie glauben nicht, daß die Ehe halten wird?"

„Ich glaub' es ganz und gar nicht."

„War unschwer zu erraten, Herr Rechnungsrat. — Aber was hilft es, läßt man den Kopf hängen. Rein gar nichts! — Wenn Helmuts Vorsatz ernstlich ist — und ernstlich hat den mein Neffe — Ihre Nichte glücklich zu machen —, so muß man einen dicken Strich

unter manchen unerfreulichen Posten ziehen, wenn man ihm nicht den Mut aus der Hand schlagen will."

„Hab' ich das vielleicht getan?"

„Nicht direkt. — Erlauben Sie mir, Ihnen das an dem einen Beispiel klar zu machen, das zwischen unseren Familien gegeben ist. Es werden noch böse Stunden kommen, denn die jungen Leutchen sitzen vorläufig zwischen zwei Stühlen. Auf der einen Seite sehr gute gesellschaftliche Beziehungen, denn den Gardekavallerieoffizier zieht man nicht zugleich mit dem Rock aus, auf der anderen Seite großer Reichtum — in der zweiten Generation! Da gehört auf beiden Seiten viel Takt dazu, den rechten Ausgleich zu finden. Und wenn die beiden nun einmal den Ausgleich nicht finden — ein Wunder wär's doch nicht, denn wir sind alle Menschen mit Schwächen und Fehlern — dann muß jemand da sein, der sagt: Ihr habt euch durchaus heiraten wollen, nun findet euch auch ineinander! — Übrigens eine ehrliche Frage! Glauben Sie, mein lieber Herr Rechnungsrat, wenn es in dieser Ehe einmal hart auf hart zugehen sollte, Ihre Nichte käme zu Ihnen?"

„Ich will's hoffen."

„Und ich sage Ihnen: nie und nimmermehr! Sie wird sich scheuen, offen gegen Sie zu sein, weil Sie sich immer sehr zurückhaltend gezeigt haben. Sie wird mit Fug und Recht folgern: Onkel Konrad liest mir ja doch nur die Leviten!"

„Ob ich das täte, weiß ich nicht. Es käme doch sehr auf den Anlaß an."

„Zugegeben! — Nun rücke ich aber mit einer Bitte an Sie heraus: Kommt der Tag und wendet sich Ihre Nichte an Sie, schicken Sie mir ein Telegramm, und ich setz' mich sofort auf die Bahn und erscheine. Wir beide werden dann den vernünftigen Ausgleich schon

finden. Glauben Sie um Gottes willen nicht, ich liefe durch dick und dünn mit meinem Neffen!"

Der Rechnungsrat überlegte lange. „Schön," sagte er endlich, „so sei es! Ich bin nicht feige. Aber tritt ein solcher Fall ein, möchte ich allein nicht richten!"

* * *

Die Hochzeitsreise überstieg noch alle Erwartungen Marias. Sie war empfänglich für landschaftliche Schönheiten. Die Fahrt über den Brenner, die Alpen, die oberitalienischen Seen — entzückend! Und wie drollig sie zu erzählen verstand! Lachen sollte ihr Heller, sich freuen über seine junge Frau!

Und er tat es. Überglücklich war auch er. Hier lachte der Frühling, die Mandelbäume blühten, Arm in Arm schritten sie durch das gesegnete Land.

Dann ging es weiter an die Riviera, nach Nizza. Hochsaison war! Elegante Gespanne und Auto, Toiletten gab's zu sehen, die Vermögen darstellten. Der Reichtum aller Länder und Zonen gab sich hier ein Stelldichein. Heller traf Bekannte aus Berlin. Hier war neutraler Boden. Er stellte also seine Frau einigen Damen vor. Man aß zusammen und fand bald die junge Frau ganz reizend.

Es war merkwürdig, wie gut sich Maria in der großen Welt zurechtfand. Nach wenigen Stunden schienen die Herrschaften ganz vergessen zu haben, daß sie die Nase gerümpft, als man erzählt hatte, Uffeln habe sich einen Goldvogel aus dem Norden Berlins gekapert. Man begriff ihn jetzt. Nun ja, wenn ihm das Wasser bis zum Hals gestanden, dann hieß es eben: zugegriffen! Mancher, der auch hatte zugreifen müssen, war nicht so gut gefahren.

Natürlich machte man auch gemeinschaftliche Aus-

flüge nach den Spielsälen in Monte Carlo. Hochstapler und Halbweltdamen saßen an den Roulettetischen zwischen Prinzessinnen und Exzellenzen. Die Gier glühte in vieler Augen.

Maria machte dieses Treiben großen Spaß. Sie ließ sich von Heller Geld geben — ganze dreihundert Franken. Sie hatte Glück und gewann in einer Stunde tausend Franken.

„So, nun spiel du endlich auch einmal!“ sagte sie strahlend zu Helmut.

Doch er lehnte ab, blieb hinter seiner Frau stehen.

„So ein solider Mann!“ sagte Maria zur Gräfin Hohenhaus, die neben ihr saß.

Die zuckte aber nur die Achseln, setzte und setzte — und verlor.

Da erhob sich Maria. „Heller, heute schlemmen wir! Sauer verdientes Geld — nicht wahr?“

Sie lachte so fröhlich und unbekümmert, daß nervöse Köpfe unwillig auffuhren.

Als sie aber einige Tage später fünfhundert Franken in einer halben Stunde verloren hatte, stand sie auf, hängte sich in den Arm ihres Heller und meinte, die ganze Spielerei sei eine Dummheit.

* * *

In Deutschland kam nun auch der Frühling ins Land. Heller war jetzt öfters sehr zerstreut. Maria merkte es und fragte ihn, was er habe. Falten zogen sich auf seiner Stirn zusammen. Sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe mehr. Endlich hätte er doch ehrlich reden sollen! Aber das ging immer noch über seine Kraft. Bisher hatte er nur den Prinzgemahl gespielt. Erst mußte er ihr durch Arbeit beweisen, daß er willens war, für seine Frau auch das tägliche Brot zu verdienen.

„Maria, ich sehne mich nach Beschäftigung! Ich hab' meine Fehler — oh, ich weiß, aber um den Dienst hab' ich mich nie gedrückt. Erspar' mir viele Worte. Ich will dir beweisen, daß ich auch arbeiten kann."

Sie küßte seine Hand, bevor er es hindern konnte. „Du brauchst das doch nur zu sagen, Heller, dann geschieht es. Bestimme die Abreise. Wähle unsere Heimat. Wo du bist, ist ja meine ganze Welt!"

Dieses Vertrauen, dieses grenzenlose Vertrauen! Und er stand da mit seiner Schuld! Es würgte ihm in der Kehle. Sie sah den inneren Kampf, der sich auf seinem Gesicht abspiegelte. Da überschüttete sie ihn mit Küssen, sagte ihm tausend liebe Worte.

„Du weißt," sagte er, sich freimachend, „ich bin mit meinem Onkel im Briefverkehr geblieben. Er genießt einen ausgezeichneten Ruf als Landwirt. Ich hab' ihn gebeten, sich für uns umzusehen. Er hat's getan. In Thüringen ist ein Gut verkäuflich, das er mir empfiehlt. Wollen wir es besichtigen?"

Sie klatschte in die Hände und tanzte im Zimmer herum. „Natürlich! — Heller, wann fahren wir?"

„Wenn dir's recht ist — morgen!"

„Morgen! Morgen!"

Ein Jubeln war's, mit dem sie die Nachricht aufnahm.

* * *

„Eisenach!" riefen die Schaffner. „Eisenach!"

Maria und Heller stiegen aus, hatten eine halbe Stunde Aufenthalt, dann ging es mit einer Seitenbahn hinein in den Thüringer Wald. Am Fenster saßen die beiden und blickten in die Landschaft hinaus, die ihre Heimat werden sollte. Kleine Dörfer, hie und da ein massiges Fabrikgebäude, steile, waldbedeckte Hänge

und schroffe Kuppen. Reif lag noch auf den Höhen im ersten Morgenscheine. In den Tälern wühlte der Pflug durch rotbraune Erde. Auf den Büschen lag der erste grüne Hauch, an den Waldrändern gab es noch einzelne Schneereste, denn es war ein strenger Winter durch Deutschlands Gauen gezogen.

Eine scharfe Kurve, der Zug verlangsamte die Fahrt und hielt vor einem freundlichen, aus Sandstein erbauten kleinen Bahnhof. Der Schaffner riß die Türe auf. Ein alter, vornehmer Herr, in einen Pelz gehüllt, trat heran, einen Diener hinter sich.

„Baron Liebentz!“ stellte er sich vor.

Man schüttelte sich die Hände, der Diener nahm das Gepäck, vor dem Bahnhof stand ein Gespann, der Kutscher salutierte.

Durch ein Dorf ging die Fahrt, dann hinein in ein enges Tal, neben der Landstraße sprang ein Wildbach über große Steine, hie und da durch Wehre abgesperrt, um Mühlen zu treiben. Ein frischer Wind schüttelte die Tannen. Ein würziger Duft lag in der Luft.

„Meine gnädige Frau,“ sagte der Baron Liebentz besorgt, „frieren Sie auch nicht? Der Unterschied ist groß — weiche Rivieraluft und hier kräftiges deutsches, noch sehr frisches Waldesrauschen!“

Marias Augen glänzten. Sie fror nicht. Es war ihr ja so warm ums Herz! Diese Ruhe nach dem Nizzaer Hasten und Treiben tat ihr wohl. Ihr war's, als strecke die Heimat ihre starken Arme nach ihr aus.

„Herrlich ist's hier! Herrlich!“ rief sie. — „Du“ — sie hielt ihrem Manne die Hand hin — „nicht wahr?“

Uffeln nickte nur. Er war auch ganz benommen. Hier die Hände rühren dürfen als unabhängiger Mann, sich sein Leben einrichten, wie es einem paßte, keinem

Menschen mehr Rechenschaft ablegen müssen als seiner herzigen Frau — es mußte herrlich sein!

„Heller — da oben!“ Maria streckte die Hand aus.

„Es ist meine Burg, gnädige Frau,“ sagte der Baron ernst.

Auf einer Bergkuppe stand ein trotziger Bau, gekrönt von einem Turme, die Morgensonne spiegelte sich in den Fensterscheiben, in Serpentinen wand sich eine Zufahrtstraße empor. Im Schritt gingen die Pferde. Breitästige Fichten beschatteten den noch stellenweise gefrorenen Weg. Eine scharfe Biegung nach rechts führte an den dicken Mauern entlang nach der Rückseite. Da dehnten sich weite Wirtschaftshöfe, ein Dorf lag unten in einem Sattel, weit streckten sich die Felder über das wellige Land, in der Ferne stiegen blaudunstige Wälder auf.

Der Baron wies auf sie. „Der Rennsteig, gnädige Frau — die Markscheide zwischen Thüringen und Franken. Und da links rückwärts die Wartburg! Thüringen, das ‚holde Land‘, liegt in seiner Schönheit hier zu Ihren Füßen! Es ist immer schön — unter Schnee und Eis wie unter Sonnenglanz!“

Über eine Zugbrücke polterten Hufe und Wagenräder in einen von Säulen getragenen Vorbau. Der Wagen hielt vor der Empfangshalle, die von Oberlicht erhellt wurde. Jagdtrophäen grüßten von den eichengetäfelten Wänden, wohlige Wärme umfing die Ankommenden.

Maria las halblaut den Spruch, der in altdeutschen Buchstaben groß in das Eichengetäfel eingebrannt war:

Sei wer du bist
Und nit verzag!
Das Fähnlein hoch —
Wie's kommen mag!

„Es ist ein alter, guter Spruch von der Wartburg," sagte der Baron ernst. „Ich habe in der letzten Zeit sehr oft vor ihm gestanden!"

* * *

In dem großen Saale ließ Baron Liebenß seinen Gästen das Frühstück vorsetzen.

Als der Diener sich entfernt hatte, sagte er: „Die Herrschaften werden von der langen Reise abgespannt sein. Ich hoffe, Sie bleiben ein paar Tage bei mir — ganz gleich, ob es zu einem Abschluß kommt oder nicht! — Ihr Herr Onkel hat Ihnen ja schon das Nötigste geschrieben, Herr v. Uffeln. Ich möchte es nur noch ergänzen. Ich verkaufe nur, weil mein einziger Sohn sich der Bewirtschaftung des Gutes nicht widmen will. Es tut mir leid, aber ich kann es verstehen. Er ist mit achtunddreißig Jahren bereits Major im Großen Generalstabe, hat also nach menschlichem Ermessen eine glänzende Laufbahn vor sich. Die neue Zeit pocht auch in unseren Thüringer Wäldern an die Pforten. Heute kann niemand mehr zweien Herren dienen. Ich hab' hier auch meine Not. — Bitte, kommen die Herrschaften mit an das Fenster! — Da, sehen Sie die Essen? Die roten Gebäude da unten? — Das Kaliwerk Ernsthall! Das zieht die Arbeiter an sich. Als vor zehn Jahren die ersten Kuxen ausgegeben wurden, wollte keiner sich beteiligen, wer's aber schließlich doch getan hat, ist ein reicher Mann geworden. Ich hab' leider nicht mit zugegriffen. Die Schlußfolgerung? Man muß es sehr verstehen, mit den Arbeitern umzugehen, sonst laufen sie davon. Das kann natürlich nur der Herr, der ständig auf der Burg wohnt. Sie sehen, ich mache Ihnen nichts vor! Und da meine Tage gezählt sind — ich leide stark an Arterienverkalkung —

möchte ich das Gut vor meinem Tode noch in vertrauenswürdigen Händen wissen. Nur das Erbbegräbnis will ich behalten und auch da ruhen neben meiner Frau. Geordnete Buchführung ist vorhanden, das Gut wirft eine reelle Verzinsung ab nach meiner Preisforderung, ein tatkräftiger Mann kann noch manche Quellen erschließen. Übrigens steigt der Wert des Holzes von Jahr zu Jahr. Ich schlage also vor, wir besichtigen alles in Ruhe und bitten dann, falls Sie ernstliche Absichten haben, Herr v. Uffeln, Ihren Herrn Onkel als Sachverständiger zu kommen."

Drei Tage fuhren Maria und Heller über die Felder, durch die Wälder, besichtigten Ställe, Scheunen und die Burg, saßen über den Büchern — und dann redete Uffeln lange mit seiner Frau unter vier Augen.

„Heller, greif zu!" sagte die.

„Dein Geld ist es, Maria!"

„Hier hast du Arbeit — hier ist's wunderschön!"

„Aber die Verzinsung ist nicht übertrieben."

„Das ist sie doch überhaupt nicht in der Landwirtschaft!" Sie sah es ihm an, wie gern er zufassen würde. Da sprang sie auf seinen Schoß, legte ihre Wange auf seine Schulter, wie sie es so gerne tat. „Hier bleiben wir — wir beide!"

Da atmete er tief auf. „Also gut! Telegraphieren wir an Onkel!"

Eine Woche später besaßen Maria und Heller Gut und Burg Klangerode. Sie übernahmen von Baron Liebentz einen großen Teil der Wohnungseinrichtung. Die junge Frau war selig. Es kostete zwar noch viel Geld, die Burg „gemütlich" zu machen, als aber in den Tälern die Obstbäume blühten, die Kiefern ihre hellgrünen Kerzen aufsetzten, war alles in bester Ordnung.

Heller reckte die Arme zur Seite. War das ein köstliches Leben! Die Arbeit rief, seine junge Frau fand sich schnell in die Führung des Haushaltes. Nun hieß es rechnen — verdienen! Er hütete sich, den Leuten Anordnungen zu geben, die er nicht vorher genau mit dem Inspektor oder Förster durchgesprochen hatte, am Abend mußte ihn der Rechnungsführer in die Geheimnisse der doppelten Buchführung einweihen. Maria saß dabei mit glänzenden Augen und roten Backen. Hatte sie etwas nicht begriffen, fragte sie so lange, bis es ihr klar geworden war.

Heller mahnte sie oft, sich nicht zuviel zuzumuten. Dann lachte sie ihn aus.

„Ich bin eine Hoffmann! Wir vertragen eine tüchtige Portion! Und außerdem macht mir's doch einen Heidenspaß! Du, fühlst du dich auch wohl in Klangerode — bei mir?"

Da schloß er Maria nach solchen Fragen immer in seine Arme und sagte nichts. Dann und wann, wenn er auf seinem prächtigen Goldfuchs durch die Wälder ritt, meldete sich freilich das Gewissen. — Ach was, das war ja Unsinn! Warum Maria das Herz schwer machen? Sie war ja so vernünftig, brachte nie mehr das Gespräch auf die Baronin, und die Briefe, die sie an ihren Onkel schrieb, gab sie ihm stets zu lesen. Allmählich würde der schon auch „vernünftig" werden. Er antwortete in der Tat immer sehr freundlich, vergaß nie einen Gruß an ihn mitzusenden. Mehr konnte und wollte er vorläufig gar nicht verlangen.

Ihm war auch jetzt der Kopf reichlich voll. Er trug sich mit allerlei Projekten, aber er hütete sich, schon jetzt damit herauszurücken. Vor allen Dingen war es nötig, daß er sich mit seinen Arbeitern gut stellte. Die Kaliwerke wurden erweitert, brauchten neue Kräfte,

Liefen ihm seine Taglöhner und Waldarbeiter weg, war's eine böse Geschichte. Er hatte es doch prächtig verstanden im Regiment, mit seinen Leuten fertig zu werden, warum sollte ihm das nicht auch hier gelingen? Sie hatten es doch auch recht gut bei ihm! Zu den kleinen Häusern gehörten Gärtchen, ein Stück Feld war einem jeden zur eigenen Bewirtschaftung übergeben, ein paar Schweine hatte jede Familie im Stall, Reisig durften sie sich aus dem Walde holen, aber freilich, der Barlohn war auf den Kaliwerken viel höher.

Einige gingen denn auch, aber die anderen blieben, und bald klopften andere an und fragten bei ihm wieder um Arbeit nach.

Ein paar Besuche hatten sie auch schon in der Nachbarschaft gemacht — beim staatlichen Oberförster, beim Generaldirektor des Kaliwerkes Ernsthall, einigen Gutsbesitzern, mit denen Uffeln bei einer landwirtschaftlichen Vereinssitzung bekannt geworden war. Aber der Verkehr wurde nicht rege. Frühjahrsbestellung, Heuernte brachten Arbeit in Hülle und Fülle.

Die langen Tage kamen ins Land, der Roggen verfärbte sich. Dem strengen Winter war ein heißer Sommer gefolgt. Maria saß am Abend gern oben auf dem breiten Turm und blickte über das Land, wenn die Sonne unterging. Scharf hob sich die Wartburg vom Himmel ab, aus den Dörfern in den Tälern stieg blauer, dünner Rauch auf.

Da oben wurde ihr immer das Herz ganz weit. Was war das für ein herrliches Leben! Diese schöne Besitzung und ihr guter, fleißiger, braungebrannter Heller! — Gut war der erste Heuschnitt geborgen, und die Felder standen ganz prächtig. Die Viehpreise hielten sich auf der Höhe. Schon im ersten Jahre würde es eine annehmbare Verzinsung des Kapitals ergeben.

Hörte sie seinen eiligen Schritt auf der Turmtreppe, dann schob sie den Kopf vor, wartete auf sein Auftauchen und streckte ihm beide Hände zum Empfang entgegen. Dann berichtete er, was an diesem Nachmittag geschehen sei, verschwieg ihr auch die Unannehmlichkeiten nicht. Aber er lachte über sie.

„Wenn nicht mal ein Hindernis käme, über das man wegsetzen müßte, gäbe doch das ganze Leben keinen Spaß!“ sagte er. „Ich bin noch auf ganz andere Dinge gefaßt. Und im Winter, wenn die Arbeit nicht drängt, werde ich ein paar Vorlesungen bei der Forstakademie in Eisenach belegen, die mir von Nutzen sein können. Es ist ja nur ein Katzensprung hinüber!“

Maria bestärkte ihn in seinem Vorhaben.

Und flammten dann unten im Kaliwerk die großen elektrischen Bogenlampen auf, schüttelte Heller die Faust und lachte. „Oho! Meine Leute fliegen nicht zu euch, wie die Motten ins Licht. Ein paar hab' ich schon wieder! Es werden noch andere kommen! Mit euch da unten werd' ich schon fertig! Das ist gesunde Konkurrenz, Maria! Da heißt's nur, die Ohren steif halten! Was da schwach ist, das muß fallen, was da stark ist, das muß steigen! — Die da unten sind ja stark, aber wir auch — wir auch!“

Wie gut ihr solche Worte taten! —

Als Heller wenige Tage später abends wieder einmal zum Turm hinaufkletterte, saß Maria bleich und in Decken gehüllt auf ihrem Stuhle, ein müdes Lächeln um die Lippen.

„Um Himmels willen, was ist dir denn?“

„Was soll mir sein, Heller? — Selig bin ich!“

Da verstand er. Er lag neben ihr auf den Knien, küßte ihre Hände.

„Du, du, du! — Ist das ein Leben! — Meine

Maria! Meine Maria!" Und dann sprang er auf und nahm ihren Kopf in seine festen Hände: „Mütterchen! Du Mütterchen!"

* * *

In den Wäldern schrie der Hirsch. Die ersten Herbstnebel zogen über das Land. Die Ernte war zum größten Teil gut geborgen.

Aus der Burg Klangerode wich der Sonnenschein nicht. Heller hatte eine Fahne anfertigen lassen mit dem Uffelnschen Wappen darauf — auf blauem Grunde ein goldenes Füllhorn.

„Maria, die zieh' ich zum ersten Male auf, wenn wir zu dritt sind!"

„Das hat aber noch lange Zeit!"

„Na ja, aber ich freu' mich heute schon darauf wie ein Kind auf Weihnachten!"

„In ein paar Tagen werde ich dich zum ersten Male verlassen!"

Er machte ein langes Gesicht.

Sie lachte verlegen. „Ich muß doch die Babyausstattung besorgen — in Berlin. Und das will ich allein machen."

Da meldete sich das schlechte Gewissen wieder. Wahrscheinlich nahm sie die Baronin zu ihren Einkäufen mit. Die hatte zwar nie etwas von sich hören lassen, Maria würde aber in ihrem großen Glücke sicher nicht nachträglich sein.

„Du, ich käm' sehr gern mit!"

Sie wehrte lachend ab. „Dabei habt ihr Männer gar nichts zu suchen! — Und daß ich dir's nur offen sage, ich will zwischen dir und meinem Onkel endlich ein besseres Verhältnis herstellen. — Vielleicht bring' ich ihn mit!"

Da sagte er nichts weiter. Am liebsten war er mit seiner Maria allein, aber ihr Wunsch war begreiflich.

* * *

Im Hotel Bristol in Berlin nahm sie Wohnung. Die erste Etage in ihrem Hause, in der sie mit ihrem Onkel gelebt, war vermietet worden. Die Kuschke knicksie und freute sich unbändig, als sie ihre junge Herrin plötzlich vor sich stehen sah.

„Nee, jnädige Frau, Se sehen jerade so aus, als wenn alle Dage Sonndag wär'! Nu ja, bei det viele Jeld!"

„Und dem guten Mann, Frau Kuschke!"

„Dat freit mich janz besonders," sagte sie so ernst und würdig, daß Maria laut lachen mußte.

Ihr Onkel war zu Hause. Sie hatte sich nicht angemeldet. Von ihrem Glück erzählte sie ihm, von Hellers Fleiß und Umsicht.

Der Rechnungsrat sagte nichts.

Da wurde Maria energisch. „Ihr müßt nun endlich euren Frieden machen!"

„Dein Mann und ich, Maria, sind aus verschiedenen Welten. Ich bin ihm dankbar, wenn er dich glücklich macht, sag ihm das, mit einem schönen Gruß. Wir aber werden uns immer am besten vertragen, wenn einige hundert Kilometer zwischen uns liegen."

„So viele brauchen's doch nicht zu sein, Onkel!"

„Du verstehst mich schon! — Ja, wie lange bleibst du denn? Ich habe manche geschäftliche Angelegenheit mit dir zu besprechen."

Davon wollte sie aber nichts hören. „Du erledigst doch alles wunderschön! Wär' ich nicht gekommen, hätte es auch gehen müssen. Morgen gibt Heller eine Jagd auf Hirsche, da hab' ich mich aus dem Staube

gemacht. Übermorgen fahr' ich nachmittags zurück, da bin ich gegen Mitternacht wieder zu Hause."

Maria ging bald wieder fort — etwas ärgerlich. Sie begriff es gar nicht, daß sie es ausgehalten hatte, jahrelang mit ihrem Onkel zusammen zu wohnen. Und wer nicht nett mit ihrem Heller war, der mochte bleiben, wo der Pfeffer wächst!

Sie nahm sich ein Automobil und machte ihre Besorgungen. Es waren eine ganze Menge, aber in einigen Stunden hatte sie es doch erledigt.

Den Abend verbrachte sie allein im Hotel. Sie war abgespannt. Onkel heiterte sie doch nicht auf. Und als sie wach in ihrem Bett lag, schoß ihr mit einem Male der Gedanke durch den Kopf: „Geh morgen zur Frau Skodrowsky. Wenn es Heller auch nicht sagt, er wünscht sich doch einen Jungen! Und ich natürlich auch! Morgen kannst du doch noch nicht nach Hause fahren. Wie sähe das denn aus, wenn du in die Jagdgesellschaft hineinhageltest?! Also — das wird gemacht!" Und ganz früh wollte sie hingehen, wenn schwerlich schon jemand da war. —

Frau Skodrowsky wußte sofort, was die Glocke geschlagen, als Maria eintrat. Das Glück strahlte ja aus den Augen der jungen Frau.

Freundlich reichte ihr die Kartenlegerin die Hand. „Guten Morgen! Guten Morgen! Sie einmal wiederzusehen, freut mich herzlich. Nun, ist alles so eingetroffen, wie ich es Ihnen vorausgesagt habe?"

„Alles, Frau Skodrowsky!"

„Sie sehen, seine Richtigkeit muß es mit den Karten schon haben. Wie gerne sagt man den Menschen Angenehmes!" Ein Seufzer folgte. „Leider kann man das nicht gar zu oft! Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz!"

Die schlaue Frau konnte sich denken, was Maria

wissen wollte, aber sie fragte nicht. Ihr mußte man selbst kommen!

„Legen Sie mir die Karten, bitte — bitte!"

Da griff Frau Skodrowsky lächelnd zu den Karten, mischte sie und sah die glückliche, junge Frau lächelnd an. Ein hübscher Verdienst würde da wieder für sie abfallen!

Hastig hob Maria dreimal nach sich zu ab.

Frau Skodrowsky legte die vier Reihen zu je acht Karten.

„Oh! Oh! — Aber nein! Da gratulier' ich bestens! Sie sind in gesegneten Umständen. Nun ja, das ist der Welt Lauf. Und Ihren Mann haben Sie ganz ungeheuer lieb — er Sie allerdings auch!"

Maria lächelte verlegen, sagte aber nichts.

Also es stimmte! Schwer zu erraten war das nicht gewesen. Ein Mann wünscht sich fast immer zuerst einen Jungen. Und hat die Frau ihren Mann lieb, so hofft sie natürlich, daß sich seine Wünsche auch erfüllen.

„Nun, ein Sohn wird ankommen!"

„Frau Skodrowsky!"

„Nicht wahr — da jubeln Sie! Sie sind überhaupt ein beneidenswertes Glückskind! Hab' ich recht oder nicht? — Na ja, und ich freu' mich auch von Herzen." Sie schob die Karten durcheinander. „Es ist genug für heute! Das haben Sie doch wissen wollen — nicht wahr?"

„Ja! Aber nun möchte ich noch etwas wissen! Im Grunewald wohnt eine Baronin Lehrburg. Bei der hab' ich durch einen Zufall meinen Mann kennen gelernt, er muß sich mit der Baronin verzürnt haben. Die Gründe wüßte ich gern."

Frau Skodrowsky faltete die Hände über die Karten

und sah Maria treuherzig an. „Warum wollen Sie denn die wissen? Das hat doch gar keinen Sinn! Kommt etwas Unangenehmes zum Vorschein, regen Sie sich nur auf. In Ihrem Zustande muß das vermieden werden. Ich wenigstens geb' mich dazu nicht her!"

Maria bat aufs neue, aber die Kartenlegerin schüttelte energisch den Kopf.

„Was sind Sie für ein komisches Menschenkind! Warum wollen Sie in alle Geheimnisse eindringen? Die Hauptsache bleibt doch, daß Sie mit Ihrem Manne glücklich leben! Alles andere ist ganz gleichgültig. Denken Sie denn, Männer kramen, wenn sie erst verheiratet sind, alle ihre Geheimnisse vor ihren Frauen aus? Da wären sie schön dumm! Wahrscheinlich wird ihm diese Baronin irgendwie taktlos gekommen sein. Vielleicht weiß sie eine längst erledigte Liebesgeschichte Ihres Mannes. Und er möchte natürlich nicht, daß Sie die erfahren. Sie sind doch eine vernünftige Frau! Er hat die Geschichte jedenfalls längst überwunden — und das bleibt die Hauptsache!"

Maria hielt das für durchaus nicht unmöglich. Auf den Gedanken hätte sie eigentlich allein kommen können. „Sie haben recht, Frau Skodrowsky. So wird es schon sein. Ich will auch sicher nicht wieder neugierig sein. Adieu!"

Ein Hundertmarkschein knisterte in der Hand der Kartenlegerin. „Und wenn Sie recht behalten haben — mit dem Jungen, komm' ich auch noch einmal wieder!"

* * *

Am Stammtisch hatte der Rechnungsrat erzählt, daß seine Nichte nach Berlin gekommen sei, um Be-

sorgungen zu machen. Der „Herr General" hatte nachdenklich den Rauch seiner Zigarre in die Luft geblasen. Sein Sohn und auch er selbst waren noch wütend, daß ihnen der Goldvogel entgangen war. Sie hätten beide gern der jungen Frau Knüppel zwischen die Beine geworfen. Vielleicht bot sich nun eine Gelegenheit.

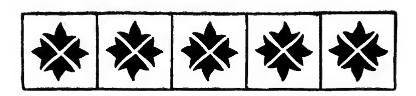
Der alte Meinhold fragte ganz harmlos, wo die gnädige Frau denn wohne, bekam Auskunft und verließ die Stammtischrunde sehr bald, denn er habe noch ein dringendes Geschäft abzuwickeln.

Zu Hause setzte er sich sofort mit dem Detektiv Wackernagel in Verbindung. Vorläufig sagte er seinem Sohne noch nichts davon. Und wenn ihn die Schnüffelei hundert Taler kostete, er wollte den Dingen auf den Grund gehen!

Die junge Frau würde die Leute schon aufsuchen, die damals die Geschichte zustande gebracht hatten! Und wenn von der Baronin Lehrburg Nachteiliges nicht zu erfahren gewesen war, so sprach das durchaus nicht gegen seine Vermutung, sondern nur dafür, daß die Baronin mit allen Hunden gehetzt war und Hintertüren hatte, in die einzudringen sehr schwer sein mußte.

(Fortsetzung folgt.)





Berühmte und merkwürdige Brückenbauten.

Von R. Zollinger.

Mit 10 Bildern.

Wenn man es unternimmt, unter den vielen Tausenden von Brückenbauten, die über den ganzen bewohnten Erdball zerstreut sind, eine kleine Anzahl besonders bemerkenswerter herauszugreifen, so ziemt es sich wohl, nicht mit dem Größten und Imposantesten, sondern mit dem Schönsten den Anfang zu machen. Eine Ästhetik des Brückenbaues ist allerdings noch nicht geschrieben worden, und über den Geschmack ist nicht zu streiten. So mag es recht wohl auch Leute geben, die in einer kühn konstruierten eisernen Hängebrücke mit beängstigend luftigem Träger- und Gitterwerk nicht nur das Zweckmäßigste, sondern auch das Schönste sehen, was sich von Menschenhänden auf diesem Gebiete schaffen läßt. Aber man darf dann noch niemals den Canale Grande Venedigs hinaufgefahren sein, um ihrer Meinung beipflichten zu können. Denn allen Suspension- und Manhattan-Bridges zum Trotz wird der gar nicht gigantische, weder durch schwindelnde Höhe, noch durch sonstige ungeheuerliche Abmessungen verblüffende Ponte di Rialto vermutlich auch noch den Kindern unserer Enkel

als die anmutigste aller Brücken gelten, so wie er schon unseren Urgroßvätern dafür gegolten hat.

Die alte Lagunenstadt ist ja auch sonst nicht arm an hübschen, durch Zierlichkeit und Gefälligkeit ausgezeichneten Brücken; denn die rund 150 Kanäle



Die Rialtobrücke in Venedig.

zwischen den 117 Inselchen, auf denen Venedig erbaut ist, werden ja von nicht weniger als 378 Brücken überspannt. Aber der Ponte di Rialto, den Antonio da Ponte in den Jahren 1588 bis 1592 erbaute, ist doch unumstritten die schönste von allen, und obwohl er nicht mehr als 48 Meter lang und 22 Meter breit ist, stellt er doch auch, rein technisch betrachtet, eine für

die Zeit seiner Entstehung sehr achtungswerte Leistung dar. Denn die reizenden Arkaden ruhen auf einem einzigen Marmorbogen von 28 Meter Spannung und 7,5 Meter Höhe, ein Kunststück des Brückenbaus, das damals noch nicht zu den alltäglichen Dingen gehörte.

Von den anderen Brücken der ruhm- und erinnerungsreichen Venezia pflegt dem fremden Besucher nur noch eine in der Erinnerung zu bleiben, der Ponte dei Sospiri nämlich, die vielberufene, immer nur mit leisem Erschauern betrachtete Seufzerbrücke, die von dem oberen Stockwerk des Dogenpalastes über einen schmalen Kanal zu dem alten Kriminalgefängnis hinübergeht. Sie stammt aus dem Jahre 1597 und dürfte bei dem besonderen Charakter der beiden Gebäude, die sie miteinander verbindet, ihren ominösen Namen Jahrhunderte hindurch wahrlich nicht mit Unrecht geführt haben.

Von keinerlei poetischem oder historischem Reiz umwoben, aber unleugbar durch eine besondere Schönheit der Formen und der Verhältnisse ausgezeichnet ist die weltberühmte Towerbrücke in London, die die beiden Themseufer verbindet und mit ihren hohen, schlanken Pfeilertürmen einen überaus charakteristischen und eindrucksvollen Zug in das Stadtbild bringt. Sie wurde in den Jahren 1886 bis 1894 von Sir Horace Jones und Wolfe Barry erbaut und ist mit den Anfahrten nicht weniger als 805 Meter lang. Von ihren drei Öffnungen sind die den Ufern zunächstgelegenen je 82 Meter weit, mit Hängebrücken, die mittlere 61 Meter weit, mit einer Fahrbahn, die aufgeklappt werden kann, um den Schiffen die Durchfahrt zu gestatten. In der Höhe des vierten Stockwerks der auf den beiden mächtigen Pfeilern errichteten



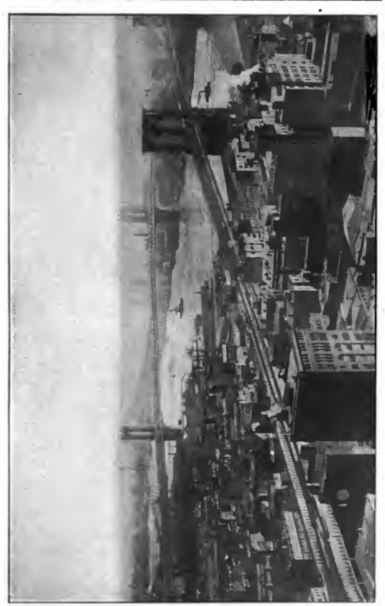
Die Seufzerbrücke in Venedig.

Türme, 42,5 Meter über dem Hochwasserspiegel, befindet sich die für den Fußgängerverkehr bestimmte Brücke, die beim Aufklappen oder Niederlassen der unteren Fahrbahn nicht in Mitleidenschaft gezogen



Die Towerbrücke in London.

wird, und zu der man innerhalb der Türme auf Treppen oder unter Benützung von Aufzügen gelangt.



Die Brooklyner und die Manhattanbrücke, die New York mit Long Island verbinden.

Für den Amerikaner gibt es, wenn von merkwürdigen Brückenbauten die Rede ist, natürlich nichts

Merkwürdigeres, Gewaltigeres und Herrlicheres als die ungeheuren Eisenkonstruktionen, mit denen er den verkehrsreichen East River überspannt hat, um die Insel



Brücke über den Fluß Columbia bei Vancouver (Amerika).

Manhattan, auf der sich das eigentliche New York erhebt, mit der Vorstadt Brooklyn auf Long Island zu verbinden. In der Tat sind ja auch die in Betracht kommenden Abmessungen gewaltig genug, und unsere Aufnahme, auf der sowohl die Brooklyner wie die Manhattanbrücke sichtbar ist, kann kaum eine völlig zutreffende Vorstellung von der ungeheuren Höhe und Länge der beiden eigenartigen Brückenbauten erwecken. Die in den Jahren 1869 bis 1883 von Johann Röbling und

seinem Sohn Washington Röbling erbaute Brooklynbrücke hat an Baukosten nicht weniger als das stattliche Sümmchen von 15 Millionen Dollar verschlungen. Sie ist 1826 Meter lang, 26 Meter breit und 41 Meter über dem Flutstande des East River erhoben. Zwischen den beiden riesigen Steinpfeilern, die 83 Meter hoch sind und in 13,5 beziehungsweise 24 Meter tief verankerten Senkkasten ruhen, dehnt sich die eigentliche



Die Galatabrücke in Konstantinopel, die Stambul mit Pera verbindet.

Brückenbahn in einer Länge von 486 Meter. Sie wird von vier sechzehnzölligen, an jedem Ende in 26 000 Kubikmeter Mauerwerk befestigten Drahtseilen

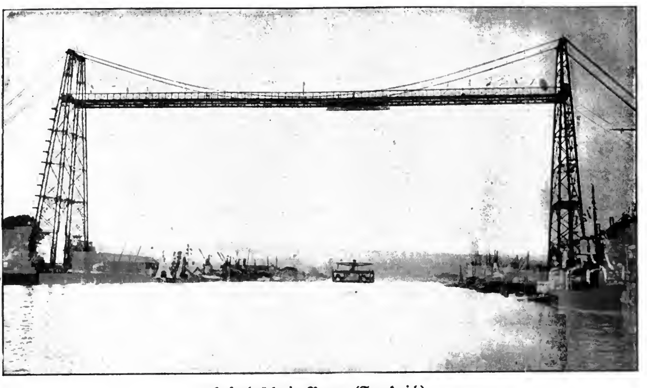
getragen und bietet Raum für zwei Bahngeleise, zwei Fahrstraßen mit elektrischen Bahnen und einen breiten Fußweg. Die Zahl derer, die die Brücke benützen,



Die Brücke bei Dschulfa, von russischen und persischen Posten bewacht.

kann nach vorgenommenen Zählungen auf einen Tagesdurchschnitt von 115 000 Menschen geschätzt werden.

Nur wenig wohlfeiler stellte sich der Bau der 1901 begonnenen und 1910 vollendeten Manhattanbrücke, die nur einen Kostenaufwand von 14 Millionen Dollar erforderte. Sie ist ganz aus Stahl, 3017 Meter lang, 37 Meter breit und 41 Meter hoch mit 448 Meter Abstand zwischen den 122 Meter hohen Pfeilern. Über



Hafenbrücke in Rouen (Frankreich).

sie hinweg gehen vier Hochbahn- und vier Straßenbahngeleise, zwei Fahrstraßen und zwei Wege für Fußgänger.

Eine andere, durch ihre ungeheure Länge bemerkenswerte amerikanische Brücke ist die auf unserem Bilde S. 86 wiedergegebene steinerne Bogenbrücke, die bei Vancouver, der Hauptstadt der kanadischen Provinz British Columbia, über den Columbiafluß führt. Sie ist 3200 Meter lang, und die Baukosten betrugen etwa acht Millionen Mark, obwohl man bei der Herstellung des Bauwerks keinerlei kostspielige Rücksichten auf Schönheit und Gefälligkeit nahm.

In jenen bewegten Tagen der jüngsten Vergangenheit, da man anfing, für die Sicherheit der Europäer in dem von feindlichen Heeren bedrohten Konstantinopel zu fürchten, weil man an eine Entfesselung des muselmännischen Fanatismus glaubte — in jenen Tagen war auch von einer zeitweiligen Absperrung der Galatabrücke durch Truppen die Rede. Und es wird unsere Leser darum interessieren, diese Brücke, die mit vollem Recht als höchst eigenartig bezeichnet werden kann, mit ihrem jederzeit äußerst lebhaften Verkehr im Bilde kennen zu lernen. Konstantinopel erhebt sich bekanntlich amphitheatralisch auf einer dreieckigen Landzunge, die im Norden von einer schmalen Bucht, dem Goldenen Horn, im Osten vom Bosporus und im Süden vom Marmarameer eingeschlossen ist. Jenseits des Goldenen Horns liegen die Stadtteile Galata, Pera, Tophane usw., und sie sind mit dem eigentlichen Stambul durch zwei eiserne Schiffbrücken verbunden, die den Hafen, einen der besten und sichersten der Welt, in drei Teile teilen, in den äußeren Handelshafen, den eigentlichen Handelshafen zwischen den beiden Brücken, und den Kriegshafen jenseits der alten Brücke.



Brücke bei Kioto (Japan).

In naher Beziehung zu wichtigen politischen Ereignissen und Veränderungen der jüngsten Zeit steht auch die auf Seite 88 abgebildete eiserne Brücke von Dschulfa, die bei der alten persischen Hauptstadt Ispahan über den Fluß Sende-rud führt. Sie wird auf unserer Aufnahme von einem Detachement friedlich vereinigter persischer und russischer Soldaten bewacht, eine an sich belanglose, aber darum nicht weniger interessante Illustration zu den Vorgängen, die sich schon seit geraumer Zeit bis zur Stunde in Persien abspielen.

Um den Errungenschaften unseres glorreichen technischen Jahrhunderts mit seinen angeblich „unbegrenzten" Möglichkeiten auch einmal die Kunstfertigkeit eines alten Kulturvolkes und einer weit zurückliegenden Zeit gegenüberzustellen, haben wir auf den Seiten 89 und 91 als Gegenstück zu der eisernen Hafenbrücke von Rouen die Photographie jener wunderhübschen alten Holzbrücke gebracht, die bei Kioto, der Hauptstadt der japanischen Provinz Yamaschiro im südlichen Hondo, über den breiten und zuzeiten sehr reißenden Kamogawa führt. Sehr einfach, aber in ihrer Art höchst charakteristisch ist die luftige Hängebrücke im südlichen Kalifornien auf Seite 93.

Vielleicht paßt sich jede von ihnen harmonisch dem Landschaftsbilde an, in das ihre Erbauer sie hineinsetzen mußten, und für die Verbindung zwischen dem eigentlichen Rouen und der am linken Seineufer gelegenen Vorstadt St. Sever, die übrigens außerdem noch durch eine Steinbrücke von sechs Bogen aus dem Jahre 1829 bewirkt wird, ist die aus der Ferne fast spinnwebfein wirkende Eisenkonstruktion gewiß um vieles zweckmäßiger und praktischer, als es der japanische Holzbau mit seinen vielen Treppenstufen wäre. Aber

ob sie wohl irgend eines Menschen Auge in gleichem Maße zu entzücken vermag wie diese anmutig ge-



Hängebrücke in Kalifornien.

schwungenen Bogen auf den mächtigen steinernen Pfeilern? Wir bezweifeln es sehr, und weil die Schön-

heit doch wohl selbst im Zeitalter der unbegrenzten Möglichkeiten noch nicht alle und jede Existenzberechtigung verloren hat, so wollen wir hoffen, daß bei künftigen Brückenbauten nicht lediglich der rechnende Ingenieur mit seinen nüchternen, nicht mehr aus der Phantasie, sondern nur noch aus dem kalkulierenden Verstande hervorgewachsenen Eisengerippen, sondern hie und da auch ein genialer Baukünstler zum Wort gelange, der nicht bloß aus Kirchen, Palästen und Warenhäusern, sondern auch aus Brücken, die nur einem praktischen Verkehrsbedürfnis dienen sollen, monumentale Schöpfungen von dauerndem Werte zu gestalten weiß.





Am Abgrund.

Novelle von Otto Behrend.

(Nachdruck verboten.)

Wo im äußersten Süden des Deutschen Reiches das Berchtesgadener Ländchen tief ins Salzburger Gebiet einschneidet, liegt hart über der Grenze das Kammerlinghorn, ein Berg, der sich gegen zweitausendfünfhundert Meter hoch erhebt. In fast ununterbrochener Steigung führt der gut markierte Weg vom Zollhause auf dem Hirschbichl hinauf, schattenlos, aber doch voll unendlichen Reizes durch den stets sich erweiternden Blick in die friedlichen Wiesentäler, über das Grün der Wälder, auf die Zacken der Berge bis fern zum ewigen Eis der Gletscherwelt.

An der kahlen grauen Stange, die den Gipfel des Kammerlinghorns bezeichnet, stand eine Dame, eine jugendlich schlanke Gestalt, in der Mittagsglut der Junisonne. Sie war bergmäßig gekleidet, der Kragen der weißen, zart blaugestreiften Flanellbluse lag lässig geöffnet, der kurze Lodenrock ließ die feingeformten Füße in den kräftigen, nägelbeschlagenen Stiefeln frei, auf dem braunen Haar saß ein Lodenhut mit prächtigem Gemsbart. Neben der Bergsteigerin lagen Rucksack und Mantel.

Sie war ganz allein da oben, denn das Kammerlinghorn ist kein vielbesuchter Berg.

Sinnend schaute die Dame, den Eichenstock mit dem gebogenen Griff leicht auf den Fels stützend, tief hinunter, wo verschwimmend im Dämmer nur eben noch sichtbar Zell lag mit seinem blauen See. Ein herber Zug zeichnete sich um den frischen, lebenswilligen Mund.

Sie war erhitzt vom Steigen, ein salziger Tropfen stahl sich ihr von der Stirn brennend ins Auge. Langsam wischte sie ihn mit der Hand weg.

Nach einer Weile riß sich Helene v. Cerves vom Blicke ins Tal los. Sie suchte sich einen zum Sitz geeigneten Platz im Gestein, warf den Lodenmantel um und öffnete den Rucksack. Sie aß und trank, Steigen und Jugend machen Hunger, aber sie aß nur bedächtig, wie pflichtgemäß. Dann zog sie aus einer schmalen Felsspalte die Blechkapsel, die das Buch enthielt, in das die Besucher des Gipfels sich eintrugen. Sie nahm es heraus und blätterte weit zurück — viele Jahre. Da fand sie es noch:

Heinz Martens
Helene Martens
14. Juni 1894.

Wieder versank sie in Gedanken. Tiefe Einsamkeit ringsum, klare Sonne, über Stirn und Wangen ein leicht fächelnder Lufthauch.

Der kurze helle Schrei eines Bussards ließ sie endlich aufblicken. Da schoß der starke Vogel dahin im scharfen Stoß, gar nicht hoch über ihrem Kopfe, und nun breitete er wieder die mächtigen Schwingen und begann langsam in sicherem Kreise zu schweben.

Sie folgte ihm mit dem Blick, zur Hocheisspitze zog er. Und da bemerkte sie einen Mann, der auf dem schmalen Felsgrate von da herüberkam.

Es war ihr gleichgültig. Höchstens daß es nun bald

mit ihrer Einsamkeit hier vorbei sein würde. Aber weshalb sollte sie auch noch länger verweilen — zu ändern war ja doch nichts mehr. Sie hatte einer weichen Stimmung einmal nachgegeben, nun hieß es zurück von der Höhe ins Tal.

Gleichwohl blieb sie noch sitzen. Sie war eine geübte Bergsteigerin, und unwillkürlich fesselte es sie, wie sicher der Mann dort den schwierigen, stellenweise nicht ungefährlichen Grat überwand.

Plötzlich aber weitete sich ihr dunkles Auge, ihr Körper straffte sich. Dann begann sie mit hastigen Fingern im Rucksack zu suchen, bis sie endlich den Feldstecher fand. Doch sie hob ihn nicht mehr, die Schärfe ihres Auges war jetzt genügend. Er war es wirklich.

Ihr erster Gedanke war, schleunigst zu fliehen, wie gejagt, durchs Gestein, ehe er sie erblicken, erkennen konnte. Doch sie war wie gelähmt in einem Willen, den sie nicht als den ihrigen erkannte. Eine müde, schwerfällige Ruhe kam über sie, langsam richtete sie sich auf, und eine leichte Stütze schien ihr lieb. Sie machte die paar Schritte bis zur Stange und lehnte sich mit der linken Schulter dagegen.

Schnell kam der Wanderer näher, jetzt verschwand er, abwärts gleitend, hinter einer überhängenden Wand, aber sie hörte seine Tritte noch, die Schuhnägel kratzten scharf im Fels — und da zeigte er sich wieder, rüstig ansteigend. Ein Aufstützen mit den Händen, ein Sprung — und er stand nun wenige Schritte entfernt von ihr.

Jetzt erst faßte er die Dame schärfer ins Auge. Trotzdem Wind und Wetter seine Haut tief gebräunt hatten, ward doch ein Erblassen deutlich merkbar. Ein tiefer Atemzug — leise klickte die Eisenspitze des Bergstockes auf den Stein.

Eine Weile Stille, die beiden eine Ewigkeit schien. Dann regte sich der stattliche Mann im verwetterten Gewande, er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn und schluckte, als sei ihm die Kehle verdorrt.

„Wildfremde begrüßen sich, wenn sie sich in den Bergen begegnen," sprach er, „also grüß Gott!" Und leicht hob er den Hut. Aber er sah ins Leere.

„Grüß Gott!" tönte es leise aus dem Munde der jungen Frau zurück.

Sie standen sich wieder gegenüber, zum ersten Male seit fünf Jahren, die einst Mann und Frau gewesen waren. Heiß brannte die Sonne, aber es fröstelte sie beide.

„Ein Zufall, der uns hier —"

„Ein Zufall."

Über sein sonnverbranntes Gesicht glitt es wie eine Wolke. Auch über den Berg flog ein Schatten, um alsbald wieder in Nichts zu zerfließen.

„Es ist der 14. Juni."

Er hielt inne, da er sah, wie sie den Kopf abwandte.

Am 14. Juni hatten sie einst, von Zell am See kommend, hier oben gestanden auf der Hochzeitsreise — vor zwölf Jahren. Er war der Führer seines jungen Weibes in die erhabene Majestät der Bergwelt gewesen.

Er wollte nicht mehr so einsilbig verharren. „Mit dem ersten Morgengrau," hob er an, „bin ich auf die Hocheisspitze gestiegen und nun hier herübergekommen. Das konnte ich allerdings nicht denken — Sie hier zu treffen. — Ach, es ist ja Unsinn!"

Sie zuckte zusammen. „Was ist Unsinn?" fragte sie kurz.

„Daß ich das ‚Sie' sprach."

„Gewiß — was liegt an dieser Äußerlichkeit." Und

nun sprach sie lebhafter: „Ich bin bis zum Hirschbichl gefahren. Ein Ehepaar wollte noch mit, doch sie gaben den Aufstieg auf, sie erwarten mich unten. Um fünf Uhr erwartet mich auch — mein Mann dort.“

Sie stockte und unterließ es, ihr Kind zu erwähnen.

„Ich habe dort übernachtet,“ sagte er.

„Du bist allein?“

„Ja. Ich habe nicht wieder —“

Heftig unterbrach sie ihn: „Ich meine, ob du immer wieder allein in die Berge gehst.“

„Ja!“

Es kam ihm so kurz, so abweisend vor dies einzige Wort, aber er wußte nicht, was er hinzusetzen sollte.

„Das ist gefährlich.“ Sie schaute in die scharfgeschnittenen Züge. Der dunkelblonde Schnurrbart hing noch immer wenig gepflegt herab, aber es stand ihm gut zu dem verwetterten Wams, in dem tiefgebräunten Gesicht unter dem verschossenen Lodenhut, zu der ganzen rauhen, kraftvollen Erscheinung.

„Das ist Liebhaberei,“ entgegnete er.

„Deine Erholung sollte es sein.“

„Ja. Ich war in Afrika.“

„Ich weiß — du wurdest verwundet?“

„Nicht der Rede wert.“

Ein abgerissenes Gespräch, die Gedanken jagten, überstürzten sich, aber nur wenige Worte wollten hervor. Alles Eingehendere erlaubt Schlüsse. Sie fühlten es beide bei jedem Gedanken, den sie aussprechen wollten.

„Adieu, Helene!“ sagte er plötzlich.

„Lebe wohl, Heinz!“

In beiden zuckte es, sich die Hand zu reichen, aber sie taten es nicht.

Er ging einige Schritte dahin über die steinige Kuppe. Doch dann wandte er sich noch einmal zurück.

„Wo haltet ihr euch auf?“ fragte er.

„Am Hintersee.“

„Gut — ich bleibe noch ein paar Tage in Berchtesgaden. Es ist besser, wenn wir uns nicht begegnen — der Menschen wegen.“

Mit einem Satz war er hinunter auf einen Felsblock.

Helene v. Cerves nahm langsam ihre Sachen zusammen und rüstete sich zum Abstieg.

Still war ihr Auge und ihre Lippen fest geschlossen.

* * *

Der Legationsrat Artur v. Cerves ging vor dem Gasthause auf dem **Hirschbichl** an der bayrisch-österreichischen Grenze langsam auf und ab.

Im schattigen Garten am Hause waren mehrere Tische mit Touristen besetzt. Auf der großen Waldwiese pflückte ein etwa dreijähriger Knabe unter Aufsicht einer Bonne Blumen.

Gemächlich ging der Freiherr auf und ab; trotzdem seine Frau weit über die Zeit ausblieb, hielt er es unter seiner Würde, Unruhe oder Ungeduld zu zeigen. Er wechselte einmal ein paar Worte mit dem österreichischen Finanzer vor dem Mauthause, dann verfolgte er mit dem Spazierstock ein goldschimmerndes Käferlein im Sande, sah dem blumenpflückenden Kinde zu, kurz, immer schien er irgend eine Anregung zu haben.

Endlich erblickte er die Erwartete. Rüstigen Schrittes kam sie daher. Er warf noch einen Blick über seinen eleganten grauen Jackettanzug, schnippte ein Blättchen vom Ärmel und ging dann auf seine Gattin zu.

„Nun, Helene, da bist du ja,“ sprach er, sein hübsches,

aber etwas verlebtes Gesicht in ein erfreutes Lächeln legend. Artig lüftete er den Hut. Dann streckte er ihr die Hand hin.

Sie legte nur die Fingerspitzen hinein. „Meine Hand ist so heiß, Artur —"

„Du bist überhaupt sehr echauffiert, Kind — ich kann mir auch kein Vergnügen dabei denken, da hinaufzuklettern auf das — ja, richtig, Kammerlinghorn. Der Herr Stadtrat und Frau sind wieder umgekehrt, fast senkrecht soll es hinaufgehen —"

„Das ist übertrieben."

„Nun, meinetwegen, wenn du dich nur unterhalten hast. Doch laß uns in den Schatten gehen. Ich verstehe wirklich diese Passion nicht, werde sie nie verstehen. Wenn du wüßtest, wie erbarmungswürdig du aussiehst, meine Liebe!"

„Ein bißchen erhitzt und bestaubt — nun ja, ohne das geht es einmal nicht."

„Fräulein hat alles mitgebracht, daß du dich wieder lebensfähig machen kannst. Sie kann mit dem Kind —"

Er ging ein paar Schritte gegen die Wiese zu.

Ohne Absicht verglich Helene v. Cerves. Hier der schlanke, feingliedrige Mann mit dem glänzenden dunklen Spitzbart, tadellos in Erscheinung von Kopf bis Fuß — und da oben der andere, der Mann, der verwettert und verschwitzt wohl noch im Gestein lag hoch oben und in die sinkende Sonne schaute. Und so waren sie auch verschieden im Wesen. Hier Verbindlichkeit und Artigkeit, dort auch einmal Aufbrausen, eine hastige Bewegung, ein rauhes Wort.

„Mama, Mama!" Das Kind kam gelaufen und flog in die Arme der Mutter. Einen großen, ungeschickten Strauß von Margeriten und Glockenblumen hielt das Händchen hoch.

„Danke, mein Liebling!“

Verwundert suchten des Kindes Augen. „Hast du nichts mitgebracht? Du hast doch gesagt, ich soll so viele wunderschöne Blumen haben.“

Sie hatte ihr Versprechen ganz vergessen und griff in ihren Gürtel, zog eine eben erblühende Alpenrose hervor und gab sie dem Knaben.

Der nahm sie, war aber offenbar sehr enttäuscht. Um ihren Mund zuckte es. Sie hatte die Alpenrose oben auf dem Berge aufgehoben. Von Heinz Martens' Hut war sie herabgefallen, als er ihr Lebewohl sagte.

Das Kind würde sie gewiß bald wegwerfen. Nun ja —

„Jetzt will ich mich erst umkleiden, Artur,“ sagte sie zu ihrem Gatten.

„Das sogenannte Zimmer für dich da oben im Hause ist wenigstens reinlich, wenn auch nur sehr dürftig ausgestattet,“ erwiderte Cerves. „Ich habe einen Blick hineingeworfen und einige nötige Anordnungen getroffen.“

„Ich bin dir sehr dankbar.“

„Oh — bitte. Das Kind kann bei mir bleiben. Es würde dich nur genieren.“

„Wie du willst. Ich werde Fräulein nicht lange brauchen. In den Bergen —“

„Ist Freiheit,“ unterbrach er sie scherzend. „Für mich wäre das allerdings nichts, aber —“

„Gönnst du mir diese kurze Schwärmerei nicht?“

„Aber gewiß, meine Liebe.“

„Ich werde mich also beeilen,“ sagte sie, da sie am Hause angelangt waren.

„Laß dir nur die nötige Zeit — es ist ja ganz schön hier oben, echt ländlich. Das kann man auch einmal genießen.“ —

Eine halbe Stunde später trat Helene v. Cerves wieder auf die Straße in einem weißen, kostbar gestickten Kleide, einen breiten, mit schwarzen und weißen Straußenfedern geschmückten Hut auf dem dunklen Haar.

„Bitte — hierher, meine Liebe!“ rief Cerves vom Garten aus. „Ich sitze bei unseren liebenswürdigen Bekannten, die eben von ihrem Spaziergang zurück sind.“

Er zeigte sich jovial, gab einige Punkte nach vor den einfachen Bürgersleuten, dem Herrn Stadtrat und seiner Frau da aus irgend einem norddeutschen Winkel — er wußte nicht, wie das Nest hieß. Man hatte sich am Hintersee kennen gelernt.

Die reizvolle Erscheinung der herzutretenden schönen Frau lenkte unwillkürlich die Blicke auch der anderen Gäste auf sich. Galant küßte Cerves ihr die Hand, während der Stadtrat ihr einen Stuhl anbot.

„Womit wünschest du dich zu stärken, Helene?“

„Kaffee wäre mir das liebste.“

„Er scheint nicht sehr empfehlenswert,“ meinte Cerves, die feinen Nasenflügel hebend. An seinem Platz stand ein Viertel Rotwein, aber unangerührt. Das Kind hatte ein Glas Milch.

„Dann, bitte, Milch,“ sagte Helene.

Man saß beieinander, die braven Stadtrats hielten mit Ausdrücken der Bewunderung für die kühne Bergsteigerin nicht zurück. Die Frau musterte dabei immer wieder das gestickte Kleid. „So was im Gebirge!“ dachte sie. „Nun, wenn sie es dazu haben, mir kann es ja recht sein.“ Der Stadtrat hatte eine dampfende Virginia im Munde. Cerves rückte unauffällig etwas beiseite, da er in der Richtung des Rauches saß, und zündete sich dann eine Zigarette an.

Man sprach noch eine Weile über dies und das. Dann brach man auf und fuhr zurück. Stadtrats in dem Zweispänner, in dem Frau v. Cerves am Morgen mit ihnen gekommen war. Jetzt aber saß diese im Auto, das den Freiherrn heraufgebracht hatte, Fräulein mit dem Kinde, das bald ermüdet einschlief, dem Ehepaar gegenüber.

Als man die steilen Stellen der Straße abwärts hinter sich hatte, ging es im Tale in flottem Tempo dahin. Tannenwald zu beiden Seiten, der in ernstem Grün die Hänge hinanstieg. Schroff ragten die wildzerrissenen Zacken der Mühlsturzhörner in den klaren Abendhimmel, vorwärts erschien in der Ferne in deutlichem Umriß der langgestreckte Rücken des sagenhaften Untersberges, über die Straße war tiefer, kühler Schatten gebreitet, aber in der Höhe lag noch strahlender Sonnenglanz.

Der Freiherr war gesprächig, doch so sehr sich Helene auch mühte, sie vermochte auf nichts lebhafter, wie sonst ihre Art war, einzugehen.

„Du scheinst doch ein wenig ermüdet," meinte Cerves.

„O nein —"

„Ich denke, wir gehen in den nächsten Tagen nach Ischl. Du mutest dir hier doch zuviel zu. Du siehst wirklich angegriffen aus. Das kenne ich gar nicht an dir."

„Mir ist es recht, Artur. Ich bin dir ja schon dankbar, daß ich wieder einmal einen Berg habe besteigen können."

„Ein Sport, gewiß — aber doch etwas zu wenig exklusiv, will mir scheinen."

„Oh, wie schön ist's in den Bergen!" Helene rief es unwillkürlich, ihr Blick lag in der Höhe. Zur Rechten

trat der Hochkalter vor, grauviolett schimmernd die Felswände, dunkle Schattenfalten dazwischen und wieder gelbliche Töne, in lichtes Orange überspielend, darunter schwarz der schweigende Wald — eine zauberhafte Farbenstimmung, ein friedliches, schönheitszitterndes Versinken der Welt in Dämmern und Schlaf.

„Sehr nett!" stimmte der Legationsrat bei.

Helene dachte an den Mann, den Künstler des lebensweichen Marmors, der noch hoch da oben lag auf hartem Fels im lichten, warmen Schein der sinkenden Sonne, und hier unten feuchte und dunkle Kühle.

Sie erschauerte.

„Bitte, Fräulein, die Reisedecke," sagte achtsam Artur v. Cerves und breitete sie über die Knie seiner Gemahlin.

* * *

Bis in den Morgen hatte es geschneit, jetzt am frühen Nachmittage sandte die Sonne bisweilen ihren freundlichen Schein durch die sich sammelnden lichtgrauen Wolken, die mehr und mehr einem klaren Himmelsblau Raum gaben.

Der Berliner Tiergarten lag weithin im Winterkleide. Wo an rauher Borke der Schnee haften konnte, trugen die Bäume weißen Schmuck, geduldig senkten sich die zarten Zweige der Gebüsche unter luftigen, schimmernd weißen Polstern.

Eine leichte, von zwei edlen Füchsen gezogene Equipage rollte in mäßigem Trabe unhörbar auf dem weichen Teppich dahin. Helene v. Cerves liebte eine Spazierfahrt in den weniger besuchten Teilen des weiten Parkes. Ihr Auge erfreute sich an dem frischen Winterbilde; weiße Waldesstille und Einsamkeit spiegelte es ihr vor im Herzen der Großstadt.

Plötzlich richtete die Freifrau sich auf. „Halten Sie, Heinrich!“ rief sie dem Kutscher zu.

Der Diener schwang sich vom Bock und trat eiligst an die offene Seite der Equipage.

Die Freifrau stieg aus, kaum vermochte ihr der Diener noch durch eine Bewegung der Hand Unterstützung zu bieten.

Helene v. Cerves ging auf Heinz Martens zu, den sie auf einem Querwege hatte daherkommen sehen. Ohne Besinnen war sie ihrem impulsiven Temperament gefolgt. Nun beengte sie etwas, aber sie war es nicht gewohnt, auf halbem Wege umzukehren.

Er grüßte höflich.

Sie warf den Kopf in den Nacken. „Wie sonderbar, daß ich dich hier treffe.“

„Ich mache meinen gewohnten Spaziergang.“

„Gehen wir ein wenig zusammen.“

Sie wandte sich schon zum Weitergehen auf dem Fußwege, der gleichlaufend mit der Fahrstraße dahinführte. Er blieb neben ihr an der rechten Seite, wie es gerade war.

„Es interessiert mich, daß ich dich treffe,“ fuhr sie fort. „Ich habe eine Abbildung deines Walkürenbrunnens vor ein paar Tagen in der ‚Illustrierten Zeitung‘ gesehen.“

„Er ist für Hannover bestimmt.“

„Ich weiß.“ Sie streifte mit den langen Schwänzen ihrer Skunksboa ein Päckchen Schnee von einem Zweige. „Und du bist wieder in Berlin?“

„Ich bin eigentlich nie weggewesen — ich meine, ich habe mich nirgendwo anders seßhaft gemacht. Ich habe das alte Atelier beibehalten.“

„Und die Wohnung auch?“

„Ja.“

„Sie gehört doch dazu.“

„Ja — es liegt alles so bequem zusammen. Und zu groß ist es schließlich auch nicht. Für die Möbel hätte ich doch die gleichen Räume wieder gebraucht. Eigentlich sind es ja deine Möbel — zum größten Teil wenigstens.“

„In der Tat. — Aber ich brauche sie wirklich nicht.“ Sie lächelte schwach.

„Das glaube ich. Aber entschuldige —“

Er trat auf ihre linke Seite, plötzlich seinen Verstoß bemerkend.

Sie mußte wieder lächeln. „Wirklich,“ sagte sie in neckischem Ton, „merkst du es endlich? Aber es hätte auch nichts ausgemacht, wenn du auf der anderen Seite geblieben wärest.“

Sie blieb stehen und sah ihn prüfend an.

„Was ist —“

„Nun ja,“ sagte sie, „den Astrachan auf deinem Kragen könntest du wirklich einmal erneuern lassen.“

„Ich achte wenig darauf.“

„Weiß ich ja — weiß ich ja,“ wiederholte sie kurz und mit Schärfe und stieß den rechten Fuß in den Schnee, daß die feine Lackspitze eine hohe weiße Kappe bekam. „Siehst du,“ fuhr sie dann fort, „ich habe es mir so überlegt. Ich möchte mit dir gut Freund werden. Aber das geht leider nicht — die Welt ist so dumm, so entsetzlich borniert sind die Menschen! Wenn sie uns zum Beispiel hier zusammensähen, trotzdem Kutscher und Diener achtsam folgen, da würde geredet werden. Und das ist doch Unsinn!“

„Es freut mich, Helene, wenn du dich zufrieden fühlst, und dazu brauchst du mich doch nicht. Und wie ich mir so neben dir vorkomme —“

„Wieso?“

„Mein Verschulden —“

Sie erblaßte plötzlich. „Nicht,“ wehrte sie ihm, „bitte nur nicht um Verzeihung. Du siehst ganz so — doch nein, so siehst du nicht aus. Da kenne ich dich ja auch. Ein Kopf von Stein. Aber, Heinz, ich interessiere mich für deine Arbeit — die Walküre, und nur in der unplastischen Nachbildung sah ich sie. Da glaubt man, daß die alten Germanenhelden jauchzen mußten, wenn sie der kampfheiße Stahl traf. Wie schaut der todeswunde Mann sie an, so ruhig schlürft das Roß das kühlende Naß. — Und gar das siegernste Weib! Mir scheint, du bist jetzt erst ein Künstler geworden.“

„Ich arbeite, wie es sich gibt.“

Ein auffliegender Vogel stiebte ein leichtes Schneesprühen über sie. Die junge Frau blies die zarten weißen Sternchen von ihrem Muff.

„Adieu, Heinz,“ sagte sie plötzlich und winkte dem Kutscher. „Vielleicht sehen wir uns einmal zufällig wieder. Es soll mich immer freuen.“

Sie reichte ihm die Hand.

Wenige Minuten später fuhr sie wieder durch den weißen Winter dahin. Hell schien die Sonne. Mit schwerfälligem Flügelschlag erhob sich ein Rabe einige zwanzig Schritte vor dem Wagen aus dem Geleise und setzte sich auf den Ast einer Rüster.

* * *

Monate waren seit diesem Januartage vergangen. Helene v. Cerves wandelte in angeregtem Geplauder mit dem Major Graf Reußen im Foyer des Schauspielhauses auf und ab. Dahinter folgte der Legationsrat mit der Gräfin.

Ibsens „Nora“ wurde gegeben.

Frau v. Cerves ging ganz schwarz, von schimmern-

den Pailletten übersät. Jeden Schmuck hatte sie verschmäht, nur in den Ohren glitzerte es — bunte Farbentöne über dem spielenden Glanz der geschmeidig niederfließenden Pailletten.

Das Foyer war sehr belebt. Ein Herr grüßte. Der Major sah seine Begleiterin an, und bemerkend, daß der Gruß des ihm Fremden ihr gelte, dankte er flüchtig mit.

Unwillkürlich hatte der Fuß der jungen Frau gestockt, und mitten in der Rede hatte sie innegehalten. Heinz Martens war es gewesen.

Doch sogleich fuhr sie lebhaft in der Unterhaltung fort. Der Major gab in seiner lässig vornehmen Art nicht acht auf das kleine Vorkommnis.

Der Legationsrat hatte den Gruß des Herrn bemerkt. Einen Augenblick sann er nach. Er erinnerte sich nicht. Vielleicht ein Bekannter aus ihrer früheren Zeit, dachte er.

Dann saß Helene neben der üppigen Gräfin an der Brüstung der Loge. Sie suchte im Zuschauerraum. Aber sie entdeckte Heinz Martens nirgends. Es wurde dunkel, der Vorhang ging in die Höhe.

Sie hatte keine Aufmerksamkeit mehr für die Bühne, sie mußte immer nur an ihn denken. Wie merkwürdig — nun waren sie in dem gleichen Raume und doch nicht beieinander. Das weite Rund des Theaters schrumpfte für sie zusammen, aber nicht anheimelnd.

„Wie sonderbar! Wir gingen aneinander vorüber," dachte sie. „Wenn wir uns nun angesprochen hätten! Es wäre doch möglich gewesen. Aber nein, wir hätten uns nicht ansprechen dürfen — vor anderen Menschen nicht. Denn wir gehören nicht mehr zusammen. — Kann das eigentlich sein? Wo man so vertraut war! — Ein Kind war ich und ward sein Weib."

Sie schrak auf, denn plötzlich wurde es hell, der Vorhang sank, Händeklatschen erscholl.

„Dein Fächer, Helene!" Cerves reichte ihr den Fächer, der ihr unbemerkt entglitten war.

Ihr war es, als höre sie eine fremde Stimme. Sie wandte den Blick zurück — fast verwundert. An diese Züge mußte sie sich erst wieder erinnern. Aber richtig, es war ihr Gatte.

„Ich möchte in der Pause hier bleiben," sagte sie. „Wenn du nur so liebenswürdig sein würdest, mir eine Erfrischung zu besorgen."

„Gewiß, meine Liebe!"

Auch der Major erhob sich dienstbereit. —

Beim Verlassen des Theaters glitten ihre Augen unablässig umher. Sie sah Martens nicht. Auch auf der Straße nicht, als sie an ihres Gatten Seite dahinfuhr.

Sie soupierten mit den Reuß.

Nachher im Salon der fürstlich ausgestatteten Villa ließ Artur v. Cerves noch einmal den Blick über die reizvolle Gestalt seiner jungen Gattin gleiten.

„Du bist bezaubernd, Helene," sagte er mit plötzlich auflodernder Wärme. Er sah auf die Uhr. „Du wirst müde sein — gute Nacht, Kind." Er drückte ihr einen Kuß aufs dunkle Haar und ging.

* * *

„Lieber Heinz! Laß mich so schreiben. Es tut ja nichts zur Sache, und ich kann nicht noch stundenlang am Schreibtisch sitzen und auf andere Anreden sinnen, die mir dann doch unmöglich scheinen.

Nächste Woche reisen wir, und vorher möchte ich noch einmal Dein Atelier besuchen. Du wirst Mode, weißt Du, man spricht von Dir und öfter wirst Du

jetzt wohl Besuch empfangen. Daß ich das schreibe, ärgert Dich vielleicht. Es ist auch grade kein großes Lob, aber es interessiert mich deshalb doppelt, zu sehen, ob Du nicht Besseres verdienst. Ich komme in den nächsten Tagen zwischen ein und drei Uhr.

Helene."

Lange noch schaute Martens auf das Billett, als er zu Ende gelesen hatte.

Über die Anrede hatte er wie selbstverständlich weggelesen. Mode sei er — nun, sie hatte recht, aber er wußte nicht, wie er so auf einmal in der Leute Mund kam, er hatte nichts dazu getan. Doch es half vorwärts. Erfolg gibt Kraft.

Helene! Daß sie sich so unterschrieben, gefiel ihm.

Die Zeilen waren in ihrer frischen, freimütigen Art gehalten — ein wenig prätentiös, wie sie ja gelegentlich gewesen war. Das mußte sich jetzt ja auch noch gesteigert haben.

„Nun ja," dachte der Künstler, das Billett wieder in den Umschlag schiebend. Aber von Herzen sagte er nicht Ja dazu. Warum nur wieder? Es war doch gut so gewesen. Und er war zu arglos, zu fest im Bewußtsein seiner Verschuldungen, um zwischen den Zeilen lesen zu können. —

Am nächsten Tage schon kam Helene v. Cerves.

„Guten Tag, Heinz!"

„Guten Tag, Helene!"

Mit herzlichem Druck gab sie ihm die Hand. „Atelierfreiheit!" sprach sie, sich umschauend. Sie war in leichter, angeregter Stimmung. Wie Veilchenduft durchzog ein zartes Blau die cremefarbene Seide ihres Kleides.

„Das kenne ich noch — doch der Kopf da ist neu. Und ah, hier" — sie trat vor den mächtigen Marmor-

block, ihr Mund verstummte, der Sonnenschirm, der leicht in ihrer Hand schaukelte, senkte die Spitze auf den Boden.

Nahezu vollendet war das Werk.

Eine Marmorfigur, ein athletischer Körper, steht vor einer von lang herabfließendem Gewande verhüllten Gestalt eines Weibes, das ihn noch an Größe überragt. Sie hat ihm die Hand hingestreckt, leicht liegt seine nervige Rechte in dem glatten Rund — fragend, wie noch unentschlossen, ist sein Blick, der ihre sieghaft, und doch spricht es aus seiner Haltung, daß er folgen wird. Im Betrachten scheint ihre Gestalt noch zu wachsen, ein Zug ins Göttliche liegt in der Führung der Linien — und wie die linke Hand die Falten des Gewandes nur noch lose zusammenhält, ist es ausgesprochen, daß sie sich öffnen werden. Man sieht, der Mann ist von ihr bezwungen, man fühlt den besiegelnden Druck seiner Hand.

„Er ist besiegt," sprach die junge Frau endlich nach langem Beschauen.

„Ja — aber besser: gewonnen."

„Man sieht es: Handlung, Leben ist in dem Bilde und doch die Ruhe nicht verletzt. Man muß denken dabei. Ein gewaltiges Unterfangen, Heinz. Aber es ist gelungen."

Nur Stolz schwellte in diesem Augenblick seine Brust — er war verstanden als Künstler.

„Schönheit und Kraft," sagte sie und wandte ihm das Auge zu.

„Auch das wohl — ich meinte Verwandtes: Schönheit und Kunst," antwortete er.

Eine Weile war Stille.

„Ich verstehe dich," sagte sie dann. „Wie konnte ich nur jemals eifersüchtig sein."

„Lassen wir das —"

„Und ich sollte nicht ebenbürtig neben dir stehen können?" unterbrach sie ihn. „Wenn ich auch jetzt kein Anrecht mehr an dich habe, wie früher, das Recht an den Künstler kann mir doch niemand bestreiten. Und viel habe ich nachzuholen, nachdem ich es damals nicht zu würdigen verstand. Gewiß, wegen deiner Arbeiten bin ich gekommen, sie interessieren mich — aber ihretwegen allein wäre ich doch wohl lieber nicht gekommen. Unter meinen vielen Fehlern ist Unaufrichtigkeit, Unehrlichkeit nicht, das wirst du mir zugestehen müssen. Und mit den Jahren ist mir die Erkenntnis aufgegangen. Es läßt mir keine Ruhe mehr. Du mußt mich hören — eher gehe ich nicht von dieser Stelle. Ich muß meine Ruhe wieder haben, und ich bin kein Mann, kein Künstler, der sie sich in Taten erringen kann, vor dem die Freiheit der Welt liegt. Ich bin ein gefesseltes Weib, das viel Zeit und Muße zum Denken hat — noch recht unmodern, trotz der neuesten Fasson. Aber ich bin ein Mensch und habe die Sprache, um ehrlich auch eigene Schuld zu bekennen."

Sie sprach so eindringlich, daß er besorgt um sie wurde. „Dann rede, Kind."

Sie lehnte sich gegen den Marmor. „Kind! — Ja, du triffst gleich das Richtige — ein Kind war ich, als ich zu dir kam, ein Kind, das in einen schönen Garten hineintritt. Wie eng war zu Hause alles gewesen, wie dürftig, wie beschränkt! Und du führtest mich, deine Augen hatten es mir angetan. Und wie wurde ich fröhlich! Aber recht eigenwillig war ich auch und oft eigensinnig, und vieles hatte ich mir ganz anders in den Kopf gesetzt, als es dann kam. Ein recht äußerliches Ding war ich, und da ließest du mir es fehlen, und ich meinte wirklich zu entbehren. Und deine Kunst

verstand ich nicht. Und doch, Heinz, schaute ich zu dir auf, mußte ich zu dir aufschauen — das war das unverstandene, instinktive Gefühl, daß du ein Mann und ein Künstler seiest, wenn auch einmal die Krawatte schief saß, ein rauhes Wort fiel und keine Reihe vornehmer Equipagen sich vor deinem Atelier drängte."

Sie trat einen Schritt zurück gegen das hohe Fenster.

„Ich kam mir so fein, so vollendet vor," fuhr sie fort, „nur eingeengt und eingeschränkt überall wieder, wie ein Vogel im Käfig, und es reizte mich, dich kleiner zu machen, mit dir zu spielen, Macht über dich zu gewinnen. Und ich ahnte nicht, wie Frauenschönheit das Lebensbrot des Küstlers ist. Kleinlich eifersüchtig war ich und ungerecht, dir nicht volles Vertrauen entgegenzubringen, und damit reizte ich deinen rechtlichen, ehrlichen Sinn. Im tiefsten Herzen glaubte ich ja wohl nie daran und quälte dich und reizte dich bis aufs Blut, so daß jener Schlag, der mich traf, als ich eines Tages jede Grenze überschritt, nur mein Verschulden war."

„Helene, nein — ein Mann soll sich nie vergessen."

„Wir sind alle nur Menschen. Das wollte ich damals nicht begreifen. Ich wollte wohl den Becher überlaufen machen — ich weiß es ja selbst nicht mehr, aber es muß wohl so gewesen sein."

„Zuviel an mir mußte dich abstoßen," unterbrach er sie. „Ich habe es eingesehen. Mein oft zu rauhes Wesen, der Egoismus des ringenden Künstlers, mein Übersehen der Formen, mein Mißachten so vieler Dinge, auf die eine zart empfindende Frau hält wie auf Lebensluft —"

„Zugegeben, alles zugegeben, Heinz — aber dein Herz?"

Er zuckte wehmütig die Achseln, und sie fuhr, den

Kopf abwendend, nun in fliegender Hast fort: „Ich habe es längst eingesehen, in welchen Irrwahn ich mich verrannt hatte. Da war mir jener Schlag nur erwünscht. Keiner Gedanken war ich fähig, wollte ich fähig sein, sinnlos lief ich aus dem Haus, reiste zu meinen Eltern, schleuderte kindisch hin zum Zerpflücken für alle Welt, was zwischen Mann und Frau bleiben soll. Spät erst bin ich erwacht — zu spät. Und ich wäre doch wohl zu dir zurückgekehrt, aber mein Vater, der alte Offizier, meine strenge Mutter, der adelige Name — es wurde bekannt in der kleinen Stadt, daß ich geflohen war, ich konnte nicht mehr anders, ich wurde getrieben und wußte nicht, was recht und unrecht war, ich kam nicht mehr zur Besinnung. — Und deshalb bin ich hier, um dir dies einmal zu sagen, Heinz — denke dich hinein, und du wirst einsehen, daß auch ich gefehlt habe, daß ich dir nicht die Frau gewesen bin, die ich dir hätte sein müssen. Ich war zu sehr unerfahrenes Kind, das am Äußerlichen klebte, du zu sehr Künstler. Daran sind wir gescheitert. Doch ich denke, jetzt werden wir beide leichter tragen."

Martens hatte sich auf eine Bank niedergelassen. Nun erhob er sich, und nach einer Weile sprach er: „Du warst ein Kind, ich ein Mann — ich bin dir zu wenig gewesen, habe mich zu wenig gekümmert um dich, deiner Eigenart keine Rechnung getragen, ich ging zuviel meinen eigenen Weg —"

„In der Kunst."

„Ja. Und trotz allem — eine zarte Blume hatte ich in meinen Garten gepflanzt, doch meine Hand war zu rauh für ihre Pflege."

„Reden wir nicht hin und her, Heinz. Ich habe mich erleichtert, mich ausgesprochen. Du mußt verstehen. — Gib mir jetzt ein Glas Wasser, es ist so heiß heute."

„Und etwas Himbeersaft dazu — ich habe welchen — du trankst ihn gern.“

„Nein, nicht — bitte, nur klares Wasser.“

Er ging in den Nebenraum. Sie hörte ihn die Wendeltreppe hinaufsteigen, die in die Wohnung führte. Bald kam er mit einem Glas Wasser zurück.

„Wirklich — du trägst es auf einem Tablett,“ sagte sie lächelnd, „und nicht in der Hand. Es hätte mir Spaß gemacht.“

Nachdem sie getrunken hatte, sah sie sich weiter im Atelier um. Viel Bekanntes fand sie, es schien ihr Freude zu machen. So wenigstens, meinte er und ihm ward leichter ums Herz. Sie sollte nicht unglücklich sein, in trüben Gedanken hängen.

Dann wurde es Zeit, daß sie ging.

„Begleite mich nicht. Es würde häßliches Gerede geben, denn den Menschen kann man doch nie etwas klar machen, die glauben doch immer nur das Schlechteste vom lieben Mitmenschen. Ich werde wohl in der Nähe ein Automobil finden.“

Martens schloß die Ateliertür hinter ihr.

* * *

Es war ein schwüler Septembertag. Frau v. Cerves hatte einige Besuche gemacht, sich aber nirgends lange aufgehalten. Nun rollte sie wieder im Wagen dahin.

Sie übersah den Gruß eines Ministers.

Sie nagte an der Unterlippe. Schnell mußte sie sich entscheiden. Viel Zeit stand ihr nicht mehr zur Verfügung. Die Uhr ging auf vier.

„Halt, Heinrich!“ Langsam stieg sie aus, duldete die Unterstützung des Dieners. „Fahren Sie nach Hause — ich will zu Fuß gehen.“

Sie ging bis zur nächsten Ecke, wo Automobile hielten. „Kurfürstenstraße 14, Atelierhaus."

Sie sah nach der Uhr, sie mußte sich beeilen. Das war gut.

„Was wird er denken?" murmelte sie beim Einsteigen.

Das Automobil fuhr durch die Einfahrt zum Atelierhaus.

„Warten Sie, Chauffeur!" rief sie, sprang in den Flur und drückte eilig den elektrischen Knopf.

Martens öffnete selbst im langen leinenen Arbeitskittel.

„Du, Hela?" Erstaunt, fast erschreckt trat er einen Schritt zurück.

„Hela?" wiederholte sie mit großem, aufleuchtendem Auge.

„Es entfuhr mir so."

„Warum auch nicht!"

„Was willst du?"

„Was ich will? — Ich kam grade vorbei — doch nein, ich mag keine Unwahrheit sagen: ich wollte dich einmal wiedersehen. Das mußt du mir von Zeit zu Zeit schon erlauben. — Hast du keine Zigarette?"

Er hatte sie ins Atelier geführt. „Ich rauche nur Zigarren, aber ich glaube, deine sind noch da."

„Du glaubst nur?"

„Nein, sie sind sicher noch da."

Er ging an ein Wandschränkchen und schloß es auf. Da war sie schon neben ihm und holte die Schachtel heraus.

„Oh, ich kenne sie noch!" Glücklich wie ein Kind huschte sie davon. Auf dem kleinen Gerättisch lagen immer Streichhölzer, sie wußte es noch.

Wirbelnd stieß sie den blauen Rauch aus, dann setzte

sie sich in einen Armstuhl, schlug leicht ein Bein über das andere. „So, nun bin ich deine Mäzenatin!“

Er schüttelte nur den Kopf dazu.

„Wo warst du im Sommer?“ fragte sie. „Wieder in den Bergen? Erzähle mir einmal — aber schnell, ich habe nicht viel Zeit.“ Sie zog die kleine, von Brillanten funkelnde Uhr aus dem Gürtel. „Nur noch zehn Minuten.“

„Ich war in Norwegen — bis zum Nordkap.“ Er ließ sich auf einen Schemel nieder und erzählte.

„Sieh da — den schönen Ring!“ unterbrach sie ihn. Mit übermütigen Lippen hatte sie einen dicken Rauchring geblasen. „Aber erzähle nur weiter.“

Sie ließ den Arm über die Lehne sinken und starrte in die Luft.

Heinz Martens hielt im Sprechen inne.

Sie bemerkte es nicht sofort. Doch dann stand sie schnell auf. „Ich bin müde — wir hatten gestern erste Soiree, es wurde sehr spät.“ Sie streifte den Handschuh wieder über den Arm. „Ich bin ein verrücktes Ding, Heinz — nicht wahr? Aber du hast dich gelangweilt. Ich komme nicht wieder. Adieu.“

Er begleitete sie, und da schien es ihm, als sie den Kopf senkte, um ins Automobil einzusteigen, als schimmere es feucht in ihren Augen.

Schwer atmend trat er zurück.

* * *

Es regnete. Am frühen Morgen war ein heftiges Gewitter niedergegangen, und im Laufe des Tages hatte sich die Luft unter stetem Regen stark abgekühlt. Der Abendhimmel war schwarz, ohne jeden Stern.

Im Vorflur des Atelierhauses stand Helene v. Cerves. Im Atelier befand sich niemand. Sie hatte es gleich

gesehen, als sie kam. Dann hatte sie gewagt, die Treppe hinaufzusteigen, leise auf den Zehenspitzen, und endlich den elektrischen Knopf an der Wohnungstür zu drücken.

Still blieb es drinnen. Sie lauschte. Auch durchs Schlüsselloch schien kein Licht. Da schlich sie wieder hinunter und blieb im Vorflur.

Sie wollte noch warten — sie hatte Zeit. Es ging erst auf acht, und vor zehn Uhr brauchte sie nicht zu Hause zu sein.

Kalt und feucht zog es herein vom gepflasterten Hofe. Es fröstelte sie. Sie konnte vorlugend einen kleinen Abschnitt der Straße sehen. Hin und wieder hörte sie Schritte, und jedesmal schrak sie zusammen. Aber sie gingen vorbei, eilig — triefende Schirme, aufglänzend im Schein des Bogenlichts draußen. Dann rollte ein Wagen, und der Lärm erstarb wieder. Die Laterne in der Einfahrt warf trüben Lichtschimmer auf die Kastanie und das Buschwerk im Eisengitter inmitten des Hofraums, schwer und naß hingen die Blätter.

Eine Uhr schlug acht. Einförmig rann der Regen, bisweilen gluckste es in der Dachrinne.

Wieder verging eine Zeit. Dann lenkte ein Wagen ein — eine Droschke.

Ein Aufjauchzen im einsamen Herzen. Und doch duckte sie sich ängstlich in die äußerste Ecke.

Der Wagen hielt. Heinz Martens stieg aus. Sein scharfes Auge bemerkte sofort die Gestalt.

„Wer ist da?“ fragte er.

Da löste es sich von der Wand.

„Helene — du?“

„Ja.“

„Hier — um diese Stunde? — Was willst du?“

„Dir Lebewohl sagen — du willst fort von hier?“

Er war aufs höchste betroffen. „Woher weißt du —"

„Ich ahnte es — nach gestern."

Der Mann blickte zu Boden. Dann hob er das Auge wieder. „Leb wohl denn, Helene — lebe wohl! Du kannst gleich den Wagen benützen." Er öffnete die Tür, die er im Eintreten in den Vorflur halb zugezogen hatte, wieder.

„Ja — ich gehe." Es war nur wie ein Hauch, und gehorsam ging Helene v. Cerves.

Martens atmete auf, aber es war ein Aufatmen, wie es die Brust zerstößt — grausam, grimmig.

„Heinz!" — Ihr Fuß stockte vor dem Regen.

„Komm herein!" sprach er. Seine Stimme war rauh vor innerer Erregung. „Der Wagen wartet noch."

Mit harten Griffen schloß er das Atelier auf und ging voran. Gleich darauf erhellte die Bogenlampe an der Decke den Raum.

Helene v. Cerves klinkte die Tür ein und trat auf ihn zu. „Zürne mir nicht," sprach sie, stehen bleibend, „daß ich noch gekommen bin. Eine innere Stimme sagte mir, daß du abreisen würdest — heute, morgen sicherlich — auf Nimmerwiedersehen. Sie hat mich nicht betrogen."

Er schwieg.

„Ein Lebewohl mußte ich dir noch sagen — von dir haben. Der Zufall fügte es — ich konnte mich frei machen heute abend — und nun —"

Ein Ton, konvulsivisch, halb Lachen, halb Weinen, kam zwischen ihren Lippen hervor.

„Bist du krank?"

„Nein — es war kalt draußen —"

„Und auch hier ist es kalt. Komm, du mußt vernünftig sein."

„Ich will es ja auch,"

„Was einst war, kann nicht wieder werden. Du mußt dich beruhigen — ich koche dir eine Tasse Tee. Oben ist es warm."

Sie stiegen über die Wendeltreppe hinauf in die Wohnung. Als das Licht aufflammte, fiel ihr erster Blick auf die gepackten Koffer.

Da leuchtete ihr Auge auf. „Ich wußte es ja —"

Dann sah sie sich um, während er in die Küche hinausging. Alles wie einst — nichts verändert.

Sie hörte ihn in der Küche hantieren. Dann brachte er die Maschine herein und zündete das Spiritusflämmchen an. Eine Tasse nahm er aus dem Eckschrank und stellte sie auf den Tisch. Kein Wort wurde gewechselt.

Nun ging sie auf eine Marmorfigur zu, die auf einem Postament stand, vom lebenden Grün ernsten Efeus umgeben — ein schlafendes Kind in Lebensgröße.

„Wenn es nicht gestorben wäre —" brach sie das Schweigen und wandte den Kopf zu ihm zurück. Ihre Stimme war hart und klar.

Das Marmorbild war nach ihrem toten Kinde gearbeitet.

Er antwortete nicht, er mußte gerade die Spiritusflamme löschen.

Schnell ging sie auf ihn zu. „Wenn ich mein Kind nicht hätte, ich ginge mit dir, Heinz — ich verschmachte ja in ewiger erbarmungsloser Sonne, ich verhungere im Gold. Ich muß bleiben — und du, Glücklicher, gehst in die weite Welt. — Oder nimm mich doch mit! Was gilt mir das Kind, wenn —"

„Versündige dich nicht! Sei vernünftig, Helene — geh!"

Sie sah, wie seine Hand zitterte, die irgend eine Bewegung ausführen wollte.

„Versündigen — nein, nein! — Ich habe ja wieder ein Kind, und ich werde bleiben."

Sie sah ihn an mit schimmernden, brennenden Augen.

Er mußte sich bezwingen, daß er nicht eine Hoffnung wecke, die nur flüchtig zu streifen ihn schon mit hoher Glückseligkeit erfüllt hätte und die schließlich ja auch im Bereich der Möglichkeit lag. Sie konnte sich wieder scheiden lassen.

Doch nein — er durfte sie nicht verlocken!

„Geh, Helene," wiederholte er und führte sie hinunter zu der noch wartenden Droschke.

Gehorsam stieg sie ein.

„Wohin?" fragte er.

„Zum Brandenburger Tor."

„Adieu, Hela — es muß sein — lebe wohl — für immer!"

Da gewann sie wieder Leben. „Für immer? — Warum? Wir werden nie ein Unrecht begehen. Weshalb können wir nicht bisweilen zusammen sein?"

„Wir quälen uns, Hela."

„Qual ist süß."

„Und die Welt, Helene — die Menschen?"

„Sie dürfen uns nicht alles rauben."

Er hob den Blick grade in ihr wie bittend auf ihn gerichtetes Auge. „Vielleicht hast du recht," sprach er langsam. „Das Leben ist ja so schnell dahin. Und wer sich stark fühlt, darf schon —"

„Siehst du, du denkst wie ich. Es ist schon genug, wenn ich nur bisweilen deine Stimme hören kann, die böse Stimme, vor der ich geflohen bin, die nicht nur —"

Er hörte noch diese Worte, während der Kutscher sein Pferd antrieb.

Martens ging wie auf bleiernen Füßen in seine Wohnung zurück.

Er packte die Koffer wieder aus.

* * *

Sie nahm teil an seiner Arbeit, wie sie es so mit vollem Verständnis früher nie getan hatte, sie war reifer geworden mit den Jahren. Und sie erzählte ihm auch von ihrer zweiten Ehe. Allmählich kam sie dazu, ihm ihr ganzes Innere zu erschließen. „Ich könnte glücklich sein. Ich habe ja, was ich mir erwünscht — Reichtum, Pracht und immer gleichmäßige Sonne. Aber sie wärmt nicht, sie leuchtet nur. Ich habe mich getäuscht. Was ich mir ersehnt, ist nicht das Glück. Alles habe ich gefunden, nur eine Kleinigkeit nicht — ein Herz."

„Wenn du nicht glücklich bist, so könntest du doch zufrieden sein!"

„Ich verstehe es wohl nicht zu sein. Tausende wären glücklich und zufrieden in meiner Lage — nur die arme dumme Hela nicht."

„Nenne dich nicht arm, Hela. Wer nach eigenem Willen handelt, ist nicht arm."

Sie reckte sich auf und sah ihm tief in die Augen. „Ich bin erst reich, Heinz, seit ich wieder bei dir sein kann."

„Kein Zurückblicken, keine Reue, Hela! — Wir dürfen sie nicht kennen. Für uns gibt es nur das Glück des Augenblicks —"

„Und keine Zukunft? Was soll werden?"

„Frage nicht, denn ich könnte dir keine Antwort geben. Nur eines — Kraft und Mut darf uns nie verlassen."

„Wenn wir nun einmal deshalb sterben müßten?"

„Der Tod ist das Schlimmste nicht."

„Gemeinsam —"

„Nein — das wäre schwächlich."

„Ich mag auch nicht sterben — jetzt nicht!" Sie stand auf vom Stuhl, setzte sich auf die Chaiselongue und versenkte die Füße in das weiche, braune Bärenfell. „Tue ich eigentlich unrecht, daß ich zu dir komme?" sprach sie und schüttelte leise den Kopf. „War nicht vielmehr das andere unrecht? Ich muß oft so denken. Wo eine Frau einmal jemand angehört hat in wahrer Liebe, da ist es wie ein umzirktes Heiligtum. Ich glaube, ein Mann hat keine Ahnung, was ein Mädchen ihm gibt. Es sollte keine Ehescheidung geben — dann wäre alles anders."

* * *

Der März kam mit den ersten warmen Frühlingstagen. Im Tiergarten sang die Amsel in stiller Abendstunde. Helene v. Cerves hörte die traute Stimme, als sie mit ihrem Mann und dem Kinde von einem Besuche zurückkehrte.

Auf ihren Wangen glühten leichte rote Flecken, ihr war so heiß, daß sie fast meinte, sie fiebere.

„Wie schön doch der Frühling ist!" sprach sie.

„Ich hoffe, daß wir ihn nächstes Jahr in Rom verleben können," entgegnete der Legationsrat und wandte ihr scharf den Blick zu.

„In Rom!" Ihr Erschrecken verbarg sie kaum unter dem Ausdruck der Überraschung.

„Meine Versetzung dorthin ist so gut wie sicher," fügte Cerves hinzu.

„Ostern soll ja dort herrlich sein!" Wie hingerissen sprach sie es, und doch dachte sie sich herrlicher einen heulenden Märzsturm mit wirbelndem Schnee in un-

wirtlichem Fels, eisig und hart und vernichtend vielleicht — wenn nur mit ihm, mit Heinz.

Sie beugte sich zu dem Knaben vor und setzte ihm das weiße Mützchen gerade.

„Ich finde, die Winter hier werden von Jahr zu Jahr weniger angenehm," sagte der Legationsrat.

„Du magst recht haben," antwortete sie und lehnte sich wieder zurück.

Sie zwang sich und war gleichmütig, trotzdem sie sich der Überzeugung nicht mehr verschließen konnte, daß eine Entscheidung vielleicht schon sehr bald bevorstehe.

* * *

Es war wenige Tage danach. Heinz Martens arbeitete im Atelier. Er war zufrieden mit seinem Schaffen — ein Fries, des toten Siegfried Heimzug, nicht viele Gestalten, aber ein ernster, schicksalsschwerer Zug.

Die elektrische Klingel ertönte dreimal scharf nacheinander. Er hörte es, aber er mußte sich erst aus seinen schaffenden Gedanken wachrufen, ehe er sich bewußt wurde, daß es Hela sei.

Eilig ging er und öffnete.

Helene trat ein in hellem Frühlingskleide mit glänzenden Augen, die Wangen leicht gerötet. Es war, als bringe sie den goldenen Frühling, der draußen unter blauem, warmem Himmel lag, mit herein.

„Guten Tag, Heinz — ich komme heute schon früh. Die Vormittagstunden sind dir die liebsten zur Arbeit — ich weiß, aber ich konnte später nicht."

Wie schön sie war, wie liebreizend! Doch wie er sie betrachtete, ihre beiden Hände in den seinen haltend, wurde er irre am Glanz der Augen. Sie strahlten nicht

den Frühling wider, wie es ihm geschienen, ein suchendes Irren war darin.

„Was ist dir, Hela?“ fragte er besorgt.

„Heinz,“ antwortete sie, „ich kann es dir nicht länger verhehlen — ich glaube, mein Mann ahnt etwas — er hat einen Verdacht. Ich kann so schwer lügen und unbefangen sein, und wenn er auch in meinem Herzen nicht zu lesen vermag, sieht er doch, wenn ich von dir komme, noch ein Strahlen des Glückes in meinen Augen, das ihm fremd ist.“

„Es wäre nicht gut —“

„Und warum nicht? — Verstehst du denn nicht, Heinz, daß für uns damit der erste leichte Schimmer einer Hoffnung erglüht, daß es werden kann wie einst?“

„Nein, Helene. — Es ist mir ja selbstverständlich schon oft der Gedanke gekommen, daß deinem Manne einmal deine Besuche bei mir nicht verborgen bleiben könnten. Es hat mich mit schwerer Angst und Sorge erfüllt für dich.“

„Für mich? — Und weißt du denn nicht, daß ich mit tausend Freuden alles ertrage um unsertwillen — mag er mich selbst aus dem Hause jagen, was gilt es mir, wenn nur der Weg dadurch zu dir frei wird!“

„Helene, ich kenne deinen Mann nicht, ich weiß nur, daß er sehr, sehr stolz ist. Würdest du um irgend eines beliebigen anderen willen von ihm gehen wollen, er würde dich vielleicht ziehen lassen, aber zu mir, zu deinem ersten Manne — das müßte ihn zu tief verletzen.“

„Denkst du so?“ Sie war offenbar betroffen.

„Ich denke so.“

Sie schwieg eine Weile. Dann fragte sie: „Und wenn er mich nun fragt, was soll ich ihm sagen?“

„Die Wahrheit — es ist der einzige Weg, der nicht ins Unglück führen kann.“

„Was wird er dann tun?“

„Ich weiß es nicht, Kind, aber mein Herz ist nicht leicht, wenn ich daran denke. Wir hätten uns nicht wiedersehen sollen. Ich wollte ja fliehen, aber dann war ich doch zu schwach dazu. Und diese Schwäche, der ein Mann nie hätte nachgeben sollen, wird sich rächen, fürchte ich. Freilich die Hoffnung, daß es doch noch werden könne wie einst, ist zu süß, hat mich bestrickt und zeigt auch jetzt wieder ihre verlockende Macht, wo vielleicht die Entscheidung bevorsteht. Alles hängt davon ab, wie sich dein Mann verhalten wird, wenn du ihm ehrlich die volle Wahrheit gestehst. Ein dritter steht zwischen uns mit vollen Ansprüchen an Rechte und Pflichten — und ein Kind, dein Kind! — Was wird, was kann er da tun?“

„Ich weiß es nicht, aber ich fürchte mich. Vielleicht erschießt er mich im maßlos verletzten Stolz. Mir gälte es nichts, denn so kann ich auf die Dauer nicht weiterleben, das fühle ich zu klar. Aber um deinetwillen, Heinz, der du durch mich alles dies erleiden mußt —“

„Wenn du wirklich das fürchtest, so gehe ich noch in dieser Stunde zu ihm und stehe ihm Rede Mann gegen Mann. “

„Nein, Heinz — das nicht. Ich irrte — Gewalt wird er nicht anwenden. Für ihn muß alles abgeklärt, abgestimmt, glatt und ruhig, ohne Ecken und Kanten verlaufen — und kalt, so eiseskalt!“ Sie stand auf. „Es ist Zeit, ich muß gehen,“ fuhr sie fort. „Oh, hätte ich diese Stätte doch nie verlassen!“

„Nicht das, Hela — kein Zurückblicken!“

Sie küßten sich — zum ersten Male wieder seit Jahren.

Dann riß Helene sich los.

Heinz ließ sich schwer auf den Stuhl nieder, auf dem sie gesessen hatte.

„Da sitze ich nun, ein Mann“ — er ballte die Fäuste — „und das arme schwache Wesen muß ich schutzlos lassen nach Recht und Gesetz!“

Bitter lachte er auf.

* * *

In den Abendstunden war Helene allein. Sie sah die Sonne sinken, das freundliche Tagesgestirn, das unbekümmert um der Menschen Schicksale seinen ewigen Weg geht.

Das Grau der Dämmerung kroch ins prunkvolle Gemach.

Sie ging ins Nebenzimmer und stand dabei, als ihr Kind zu Bett gebracht wurde. Mit müder Stimme sprach der Knabe das schlichte Gebet, das die Mutter ihn gelehrt. Die Augen fielen ihm zu, sanft ließ sie ihn zurücksinken. Er schlief.

Es wurde Nacht.

Um neun Uhr war das Essen bereit. Ihr Gatte hielt auf Pünktlichkeit. Sie mußte sich dazu umkleiden, er liebte große Toilette, auch wenn sie allein speisten.

Sie wählte weiße Seide.

Er kam im Smoking. Ein Handkuß, den er nie versäumte.

Der Kammerdiener servierte.

Cerves war im Klub gewesen, erzählte von den Aussichten der Rennen in Karlshorst am kommenden Sonntag. Sie sprachen meist Französisch, solange der Diener da war.

„Du scheinst nicht recht bei Appetit, meine Liebe,“ bemerkte er.

„Ich habe etwas Kopfweh,“ entgegnete sie.

„So? — Du übernimmst dich in der letzten Zeit wohl mit Besuchen?“ Ein forschender Blick traf sie. „Wo warst du heute, wenn es erlaubt ist, dir diesen Anteil zu bekunden?“

„Bei der Gräfin Sternau.“

„So. — Trinke ein Glas Champagner, es wird dir gut tun.“

Sie trank das ganze Glas. Sofort war der Diener zur Stelle und schenkte wieder ein.

Sie fühlte wieder gar wohl, daß ihr Gatte Argwohn hege, aber ihm war die Sache wohl noch nicht reif zur Aussprache.

Nach den Früchten wünschte ihr der Legationsrat gute Nacht. „Ich hätte gern noch etwas mit dir besprochen,“ sagte er, „aber da du Kopfschmerzen hast, will ich es verschieben. Es hat Zeit bis morgen — heute abend bleibst du doch wohl zu Hause.“

Das war deutlich. Die Entscheidung war da, sie zweifelte nicht mehr.

„Wenn du mir etwas zu sagen hast — ich bin auch heute bereit.“

Er sah sie an. „Nein — du bist leidend, es ist unverkennbar; da will ich bis morgen warten, bis du wieder ganz du selbst bist. Gute Nacht.“

Er ging, um ihr die Tür zu öffnen. Der Mann hatte sich bis zum äußersten in der Gewalt. —

Eine halbe Stunde später trat Helene v. Cerves in das Arbeitszimmer ihres Mannes.

Sie war im Musiksalon auf und ab gegangen, bis Ruhe im Hause war. Dann hatte sie noch einen Kuß auf die Stirn ihres schlafenden Kindes gedrückt.

Sie war entschlossen, die Entscheidung selbst herbei-

zuführen und heute schon. Ein Hinausschieben wäre nur Feigheit gewesen und verlängerte Qual.

Leise trat sie ein. Er bemerkte ihren Eintritt nicht, er schrieb. In diesem Augenblick tat er ihr leid, unsäglich leid. Wie im Aufleuchten eines Blitzes begriff sie, daß sie dieses Mannes ganzes Leben zerstören würde. Und er hatte nicht gefehlt, in nichts — er hatte ihr mit übervollen Händen gegeben, was sie gesucht. Daß es nicht das Rechte gewesen, war nicht seine Schuld.

„Artur —“

Der Legationsrat wandte den Kopf. Sofort erhob er sich. „Helene, du — was wünschest du?“

„Ich möchte weg von dir,“ sagte sie.

Seine Hand, die ihr einen Stuhl hatte bieten wollen, hielt inne. „Also doch!“ entfuhr es ihm unwillkürlich.

„Ich muß weg — ich bin nicht mehr imstande, mit dir zusammen zu leben.“

Da war es heraus. Und nun brauchte sie doch eine Stütze. Sie tastete nach dem nächsten Sessel und ließ sich nieder.

„Also, du kommst selbst —“

„Ja,“ entgegnete sie tonlos.

„Wenigstens noch ein Rest von Ehre.“

„Ich mußte es dir sagen.“ Sie erhob sich und stand nun wieder aufrecht.

„So — du mußtest!“ Er knirschte mit den Zähnen, aschfahl im Gesicht jetzt, und machte eine Bewegung gegen eine Schublade des Schreibtischs. Doch er hielt inne. „Da war es wohl nahe vor der Entdeckung,“ begann er wieder, „du ahntest es gewiß, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe. Doch ich hätte dich morgen selbst gefragt, denn ich bin zu stolz, über den Zufall hinaus einer Frau nachzuspüren, die meinen Namen trägt. Aber ich ehre noch an dir, daß du die

Initiative ergreifst, nicht imstande bist, mich auf die Dauer zu hintergehen."

„Artur, ich hinterging dich nicht —"

„Bitte, keine Worte — ich will nicht, daß der Mund meiner Frau die Wahrheit fälscht. Dein Geständnis eben war für mich genügend, und daß du es in solchen Formen gehalten hast — dafür weiß ich dir Dank."

Durch seine glatte Unnahbarkeit entwaffnet, zuckte sie schmerzlich zusammen und senkte die Lider.

Er trat einen Schritt vor. „Zunächst ersuche ich dich jetzt um den Namen desjenigen, dem ich meine Karte schicken muß."

Sie schwieg.

Er wartete eine Weile, dann fuhr er fort: „Du fürchtest wohl für das Leben des Mannes. Denn daß er nicht satisfaktionsfähig ist — so weit kannst du dich doch nicht vergessen haben!"

Ihr Schweigen erbitterte ihn immer mehr.

„Nun, vielleicht hast du Glück," fuhr er höhnend fort. „Dann steht ja nichts mehr im Wege, wenn ich beseitigt bin. — Aber nun den Namen!" setzte er hinzu.

Ihre Lippen zuckten, doch kein Laut kam hervor.

„Also ein Mann, der das Weib als Schild vorschiebt!" Verächtlich lachte er auf. „Das — oh — oder ist die Liebe so groß, daß sie sich freiwillig opfert?"

„Heinz Martens," sprach Helene da.

Man hörte die Marmoruhr ticken. Dann ein unartikulierter, zischender Ton. „Er — der Frühere! — Das ist allerdings der letzte, an den ich gedacht hätte. Satisfaktionsfähig ist er — er ist Reserveoffizier. — Aber da ändert sich doch die ganze Sachlage — mit dem kann ich mich nicht schießen."

Er atmete schwer, mühsam nur unterdrückte er die furchtbare Erregung.

„Artur, ich schwöre dir —“

„Hebe die Hand nicht — halte wenigstens hier deine Ehre noch rein. Mit einem früheren Gatten — das würden die Spatzen bald von den Dächern pfeifen. Und wenn dem betrogenen Ehemann immer etwas Lächerliches anhaftet, unsterblich lächerlich ist, wer mit dem ersten betrogen wird. Nein, meine Liebe — das ändert die Sachlage gründlich!“

In einem Anfall von Schwäche kämpfte sie mit Tränen und stammelte: „Artur, ich bin ohne Schuld —“

„Es tut mir leid, ein unzartes Wort sprechen zu müssen,“ entgegnete er mit schneidender Kälte. „Aber du lügst — ich glaube dir nicht. Du warst bei ihm — die Tatsache allein genügt mir und enthebt mich der häßlichen Aufgabe, undelikat zu werden.“

Er machte einen Schritt gegen den Gewehrschrank zu. Doch er besann sich augenscheinlich, ging wieder zum Schreibtisch und zog eine Schublade auf. Ein länglicher Kasten stand darin. Er schlug den Deckel zurück, sah hinein und nahm einen Revolver heraus. Er legte ihn auf den Schreibtisch, nachdem er ihn untersucht und entsichert hatte. Dann wandte er sich wieder seiner Frau zu.

„Ich rechne es dir an,“ begann er, „daß du mir freiwillig das Geständnis heute gemacht hast, nachdem du von deinem unbegreiflichen Abirren zur Erkenntnis gekommen bist. Das sichert dir einen Rest von Achtung. Deine Ehre ist verloren — aber noch kannst du die Pflicht erfüllen, wenigstens die Ehre des Namens hochzuhalten, den du trägst. Hier, den Revolver lege ich in diese Schublade zurück — er ist geladen und entsichert. Ich erwarte, daß du das Bedürfnis empfinden wirst, zu sühnen, wie du vermagst — nicht heute, das würde auffällig sein, wo wir so ungewöhnlich hier bei-

sammen sind — auch morgen nicht, sondern wenn es dich dazu drängt. Die Stunde wird kommen, wo du nicht mehr leben kannst. Dann trittst du hier herein, wenn Jean gerade aufräumt, suchst irgend etwas, ziehst wie von ungefähr die Schublade auf, spielst mit dem Revolver" — er sah sie mit gekniffenen Augen an — „jeder wird es für einen Unglücksfall halten, mein Name, den du trägst, wird jeden Verdacht decken — und bis dahin ersuche ich dich, nur in meiner Begleitung das Haus noch zu verlassen. Und im übrigen wirst du verstehen, daß in meiner Familie nur der Tod hier die entsprechende Sühne sein kann."

„Das verstehe ich, da du mir nicht glauben willst," sprach sie leise.

„Wir sind zu Ende," schnitt er kurz und hart alles weitere ab.

„Ja" — sie blickte wie geistesabwesend vor sich hin, und ein schmerzlicher Zug legte sich erstarrend um ihren Mund — „es ist ja alles ganz einfach und klar."

„Du schuldest es nicht nur mir, sondern auch deinem Kinde."

„Wie du meinst."

„Also!"

Er hatte schon den Finger auf dem elektrischen Knopf am Schreibtisch.

„Halt, Artur!" rief sie, wie erwachend.

Er hielt inne und wandte sich ihr wieder zu.

„Ganz gewiß," begann sie, „ich habe dich verstanden und werde tun, wie du es für die Ehre deines Namens forderst. Vielleicht war auch meine wirkliche Schuld dafür schon groß genug. Aber zuvor erlaube mir noch ein Wort. Ich bin schuldig, und ich verlange nicht, milde beurteilt zu werden. Doch jedem Verbrecher wird es zugebilligt, daß er rein menschlich seine Tat

darlegen kann, daß er menschlich beurteilt wird, und das kannst du mir, wo wir uns zum letzten Male an dieser Schwelle des Todes gegenüberstehen, nicht versagen. — Dich trifft kein Vorwurf, nicht der geringste —“

„Du willst edel Rücksicht nehmen,“ fiel er ein, „aber ich will diese Rücksicht nicht. Sprich nur alles offen aus.“

„Ich werde es tun.“ Sie atmete ein paarmal tief auf. „Aus Liebe habe ich gefehlt. Der schwerste Fehler meines Lebens war, daß ich mich scheiden ließ, wo doch mir ein Herz mit seiner ganzen Liebe gehörte. Doch ich war verblendet von äußerlichen Nichtigkeiten und ich wurde weiter geblendet durch Glanz und Reichtum und Schönheit, bis — durch einen Zufall, bei Gott! — mein Herz wieder erwachte. Langsam war es eingeschlafen und hatte sich schon gewöhnt. Und alles hatte ich bei dir gefunden, Artur — alles, nur kein Herz. Nur deinem Auge erweckte ich Wohlgefallen, das dann als Stolz in die Brust überging, daß du eine Frau hattest, um die du allgemein beneidet wurdest. Langsam verdorrte ich — ein fühlender Mensch braucht auch bisweilen ein Wort, das vom Herzen kommt, nicht nur ritterliche Galanterie, die dem Äußeren, der Stellung, dem Namen gilt.“

Sie trat ihm entgegen.

„Ich habe gekämpft, Artur“ — fest blickte sie ihn an — „aber nirgends fand ich hier einen Halt. So glatt war alles, so marmorkalt und glatt. Und da mußte es so kommen, als mich der Zufall mit ihm wieder zusammenführte. Mein Unrecht ist nur, daß ich nicht gleich zu dir sprach, ehe ich deiner Ehre zu nahe trat, wie es geschehen ist, auch ohne daß ich dir die Treue brach.“

„Beschönige nicht!“ nahm er das Wort. „Wir wollen uns doch im eigenen Hause nicht beschimpfen.“

Sie sah sich um. „Ja, es ist der bekannte Raum — immer glatt und immer in der gewohnten Ordnung. Über Leben und Tod ist gerichtet, die schwarze Kugel ist mir gereicht worden, und kein böses Wort ist gefallen. — Da liegt meine Entschuldigung. Die Welt, der Name wird berücksichtigt, nicht der Mensch. Ruhig wirst du neben mir weiterleben — und jeden Tag gewärtig sein — sie tut es.“

„Die Ehre über alles!“ sprach er fest.

„Hast du denn einen Stein in der Brust? Wenn noch ein winziges Fleckchen nicht ganz versteint ist, sei barmherzig und töte du selbst mich. Keinem Hund würdest du es versagen, der sich so quält, wie ich mich quälen muß. Ich werde deine Hand küssen — drücke mir den Revolver in die Hand und führe sie —“

„Bitte, keine Theaterszene!“ sagte er mit einer abfälligen Handbewegung.

„Artur v. Cerves“ — sie sah ihn scharf an — „ich betrog dich“ — sie warf ihm die Lüge höhnend ins Gesicht — „du warst mir nur ein komisches Intermezzo —“

„O bitte — denke nicht, mich dadurch zu bewegen. Die Absicht ist zu durchsichtig, um zu wirken.“

„Artur, bist du ein Mann, ein Edelmann —“

„Nicht so laut, wenn ich bitten darf,“ mahnte er, „denn man könnte dich hören. Und verschone mich jetzt. Was du auch sagst, um mich zu reizen — es verfängt nicht. Bitte, gehe jetzt — du ermüdest mich.“

„Ja, ich gehe,“ sprach sie da, plötzlich und in seltsamer Ruhe — „und gleich.“

Entschlossen schritt sie auf den Schreibtisch zu. Aber er kam ihr, ihre Absicht erratend, zuvor und zog den Revolver weg.

Wie ein wildes Tier schrie sie da auf und stürzte sich gegen ihn, um ihm die Waffe zu entreißen.

Ein stummes, erbittertes Ringen — dann entlud sich ein Schuß.

Artur v. Cerves sank auf den kostbaren Perserteppich am Schreibtisch nieder, krampfhaft in der Faust hielt er den Revolver.

Helene taumelte gegen die Wand.

So fand sie die herbeieilende Dienerschaft.

Nach wenigen Stunden starb der Legationsrat v. Cerves, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Seine Frau lag in schwerem Fieber.

* * *

Die Ärzte gaben gleich anfangs wenig Hoffnung für sie. Die Nerven seien zerrüttet — keine Lebenskraft vorhanden.

Sie hatte nicht in der Villa bleiben wollen und sich in eine Privatklinik bringen lassen.

Vernehmungsfähig über den Vorfall war sie nicht. Ein Unglücksfall — in welchem Zusammenhang blieb unklar.

Immer schwächer wurde sie.

Sie wünschte Heinz Martens, ihren ersten Mann, zu sehen. Die Ärzte ließen es zu. Sie war am Verlöschen.

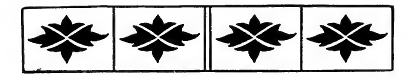
Ihm sagte sie alles. „Und ich würde jetzt so gern leben, Heinz — und ich kann doch nicht mehr.“

In seinen Armen starb sie.

„Armer Heinz!“ waren ihre letzten Worte. „Auf Wiedersehen!“

Er drückte ihr die Augen zu.





Aus der Kinderstube des Zoologischen Gartens.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Noch vor wenigen Jahrzehnten war die Geburt eines Löwen in einem Zoologischen Garten ein Vorkommnis, von dem alle Zeitungen berichteten, und daß ein Nashorn einem Baby in der Gefangenschaft das Leben schenken könnte, hielt man überhaupt für eine Unmöglichkeit. Dank geeigneterer Ernährung, geräumigerer Käfige mit Auslaufräumen, der Beschaffung einer angemessenen Temperatur im Winter, der Anlegung von Badeplätzen, wo solche nötig sind, und überhaupt einer sorgfältigen Anpassung der gesamten Behandlung an die Lebensverhältnisse in der Freiheit, bringt heute die Mehrzahl der in den Zoologischen Gärten gehaltenen Tiere Junge zur Welt.

Wie auf der einen Seite gerade die Beobachtung dieser drolligen Babys in ihren Kinderstuben den Besuchern ein besonderes Vergnügen bereitet, so erwächst auf der anderen Seite dem Wärterpersonal aus der Pflege dieser vierbeinigen Nachkommenschaft eine sehr verantwortliche Aufgabe, denn nicht immer kommen nur zärtliche Mütter in Betracht, sondern es sind im Gegenteil die Rabenmütter gar nicht selten, die sich eines Tages so weit vergessen können, daß sie ihre

eigenen Kinder zerfleischen, sie mit den Hufen und Krallen totschlagen oder ihnen wenigstens die Nahrung entziehen.

Es heißt also für die Wärter, stets auf die einzelnen Mütter acht geben, um nötigenfalls die Kinder vor ihnen in Sicherheit zu bringen oder doch, wenn ihr Gedeihen zu wünschen übrig läßt, mit der Milchflasche Ammendienste zu leisten.

So ist es verhältnismäßig häufig bei den Giraffen der Fall, daß die Mutter plötzlich keine Neigung mehr verspürt, ihr allerdings meist schon recht stattliches Baby noch weiter zu stillen. Auch in der Freiheit tritt ja die Abgewöhnung früher oder später ein. Aber selbst wenn das Junge hier zu einer ungewöhnlich frühen Zeit gezwungen wird, selbst für des Leibes Nahrung zu sorgen, so braucht es deshalb noch nicht zu verhungern. Es finden sich hier schon zartere Blätter an niedrigen und erreichbaren Büschen, und wenn sie auch anfänglich nicht so gut schmecken wie die Muttermilch, so lehrt doch die Not fressen.

Anders verhält es sich in der Gefangenschaft. Das Tier, dem eine Auswahl in der Nahrung nicht freisteht, würde verhungern, wenn nicht der Wärter als Ziehmutter einspränge. Zuerst muß er seinem Schützling warme Milch darreichen, die nach einigem Zögern gierig verschluckt wird. Ein größeres Giraffenbaby ist ein trinkfestes Geschöpf. Eine Literflasche ist in wenigen Minuten geleert, und oft genug ist dem süßen Kleinen noch nicht damit Genüge getan. Aber auch hier gilt der Spruch: Maß halten! Trotz alles Bettelns bekommt daher das hochbeinige Baby nur die bestimmte Portion, und zwar zu den genau festgesetzten Zeiten. Das hindert natürlich diesen Milchbruder nicht, den Wärter, sobald er sich außerhalb der Milchkurstunden

sehen läßt, durch „Nuppeln“ mit den dicken Lippen auf das Vorhandensein eines guten Appetits aufmerksam zu machen. Später treten dann an die Stelle der Milch Weißbrot und weiches Grünfutter.

Das Nashorn hat die Eigentümlichkeit, daß es vor-



Fütterung eines Giraffenbabys.

nehmlich in der ersten Zeit der Mutterschaft ganz unvermutet von einer förmlichen Wut befallen wird, sein Junges mit den plumpen Füßen zu Brei zu stampfen. Man hat gelegentlich im Londoner Zoologischen Garten ein solches der Mutterliebe bares Nashorn mit eisernen Stangen halb tot geschlagen, gleichwohl ließ es sich nicht abhalten, das arme Baby zu zermalmen. Ist

aber diese erste gefährliche Zeit vergangen, dann erfüllt das Nashorn seine Mutterpflichten getreu und gibt sich auch redliche Mühe, sein Kind in die wenigen Künste, in denen es selbst bewandert ist, gewissenhaft einzuweihen. Hierzu gehört das Aufsuchen des Wassers. Das Nashornbaby ist, wie es auch bei Menschenbabys vorkommen soll, anfänglich wasserscheu. Es macht fast verwunderte Augen, wenn es die Mutter das Wasserbecken aufsuchen und sich darin behaglich herumwälzen sieht. Alles Locken der Alten nützt nichts. Baby bleibt auf dem sicheren Lande. Wenn aber auch nicht Güte, so führen doch List und Verschlagenheit schließlich zum Ziel. Denn mit der Zeit wagt sich Baby immer näher an das furchterregende Wasserbecken heran. Darauf wartet nur die liebevolle Mutter. Eines Tages, wenn beide am Rande des Beckens stehen, erhält das arglose kleine Wesen durch den Kopf der Ernährerin von hinten einen kräftigen Stoß — plumps! Baby strampelt verzweifelt in dem aufrauschenden Wasser — und schwimmt im nächsten Augenblick tadellos. Von dieser Stunde an nimmt Baby regelmäßig mit der Mutter vergnüglich sein Bad.

Ähnliche Schwierigkeiten bereitet anfänglich dem Bärenbaby das Erlernen des Kletterns. Sich herumkugeln und, auf dem Rücken liegend, mit den Beinen in der Luft herumstrampeln, das versteht Jung-Petz von den ersten Lebensmonaten an. Er ist schon an sich zunächst auf den Füßen etwas unsicher, sie schlenkern beim Gehen hin und her, und ihr Besitzer muß sich erst die Herrschaft über sie erwerben. Und nun vollends klettern! Freilich die Frau Mutter steigt zahllose Male den Kletterbaum hinauf, um dort oben von den Zuschauern Leckerbissen zu erhaschen. Nur einige wenige fallen zu Jung-Petz herab, schmecken ihm aber dafür

desto vortrefflicher. Wenn er doch auch zu diesem Paradies hinauf könnte! Mit der wachsenden Geschicklichkeit nimmt auch der Wagemut zu. Also jetzt heißt es einen Kletterversuch machen. Petzchen setzt einen Fuß um den anderen auf den vorstehenden Ast, höchst ängstlich



Nashorn und Junges.

und höchst vorsichtig. Aber trotzdem geht es plötzlich rutsch! — und Petzchen saust, mit den Vorderbeinen entsetzt den Stamm umklammernd, nach unten hinab. Es dauert geraume Zeit, bis sich Petzchen von dem Schreck erholt hat, dann aber wird der Versuch von neuem gewagt. Nur die Übung macht den Meister. So übt denn Petzchen trotz aller unangenehmen



Petzchen lernt klettern.

Zwischenfälle, die sich noch ereignen, unverdrossen weiter, bis es ihm endlich gelingt, bis zu der Spitze des Kletterbaums hinaufzuklimmen, um nun die Gaben erfreut von dem hochverehrlichen Publikum entgegenzunehmen.

Zu den interessantesten Erlebnissen in einem Zoologischen Garten gehört es, Madame Känguruh mit ihrem Liebling in der Kinderstube zu beobachten. Nach der Geburt ist das Känguruhbaby nicht viel mehr als dreizehn Zentimeter lang. Die Augen sind geschlossen,



In sicherer Obhut.

Ohren und Nasenlöcher nur erst angedeutet. Es ist ein völlig hilfloses Wesen, das spätere Riesenkänguruh, und darum muß es die Mutter in die ihr von der Natur gütig verliehene Tasche packen, wo die kleine Mißgestalt sich an den Zitzen festsaugt. So verbringt das Baby acht Monate in der Tasche oder dem Beutel. Nun aber wird es allmählich selbständiger, und zuletzt erkühnt

es sich sogar, den Kopf aus der Tasche herauszustrecken und für einige Sekunden die Außenwelt mit den hellen Augen zu betrachten. Aber das Tierchen ist jetzt noch äußerst furchtsam, und bei dem geringsten Anlaß zieht es sich in die schützende Tasche zurück. Doch endlich naht der Tag, an dem es sogar die Tasche zeitweilig verläßt. Allerdings geschieht dies nur dann, wenn völlige Sicherheit zu herrschen scheint. Ist das Kleine aus der Tasche herausgeschlüpft und befürchtet es eine Gefahr, so stürmt es in langen Sprüngen zur Mutter zurück, stürzt sich kopfüber in den rettenden Beutel und streckt nun das Köpfchen heraus, sichtbar befriedigt, sich so wohlgeborgen zu wissen. Will sich Madame Känguruh in ihrer Weise etwas ergehen und lugt das Baby zufällig aus dem Beutel heraus, was natürlich bei einer Hüpfpromenade hinderlich und auch wohl genierlich ist, so wendet sie eine Erziehungsmethode an, die von ausgezeichnetem Erfolg begleitet ist. Sie gibt ihrem Sprößling mit der Vorderpfote einen kleinen Klapps, und blitzschnell verschwindet er in der Tasche.

So gute Mütter die Löwinnen im allgemeinen sind, so trifft man doch darunter auf einige, die ihre Jungen regelmäßig zerfleischen und auffressen. Diesen Kannibalinnen müssen dann ihre Kinder entzogen werden. Man kann sie mit der Milchflasche aufziehen, besser aber ist es, wenn man ihnen in einer säugenden Hündin eine Pflegemutter verschafft. Nach einem ersten prüfenden Beschnuppern nimmt die Hündin das Löwenprinzchen meist sogleich fürsorglich an. Auch das Löwenbaby ist anfänglich etwas mißtrauisch, hat es aber erst einmal seinen Durst gestillt, dann ist der Friede endgültig geschlossen. Stiefmutter und Pflegling leben in schönster Eintracht miteinander, und das Adoptivkind sucht sich artig der Ernährerin anzupassen. Bellt bei-

spielsweise die Hündin, so drückt das Löwchen seine Übereinstimmung dadurch aus, daß es faucht. Die angeblich angeborene Erbfeindschaft zwischen dem Hundegeschlecht und Katzengeschlecht kommt auch dann nicht zum Ausdruck, wenn das Löwenjunge stämmiger



Das Löwenprinzchen bei der Pflegemutter.

geworden ist. Man kann die Tiere deshalb noch zusammenlassen, wenn der Löwenprinz schon Fleisch zu verzehren beginnt.

Der indische Wildbüffel gilt als störrisch und tückisch. Aber als Mutter ist die Büffelkuh weichherzig und liebevoll. Hat eine Wildkuh einen größeren, mit Pflanzen bestandenen Auslaufraum zur Verfügung,

so begnügt sie sich stets mit den härteren Gewächsen und überläßt alle zarteren Kräuter dem Jungen.



Indische Büffelkuh mit Kalb.

Noch nach Jahren übt sie diese Rücksicht, denn der Wildbüffel ist erst nach vier bis fünf Jahren erwachsen. Wittert die Mutter eine Gefahr, so nimmt sie sofort

eine Angriffsstellung ein, um das erschreckte Junge, das sich hinter sie flüchtet, mit den Hörnern zu verteidigen.



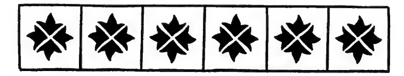
Kamelstute mit ihrem Liebling.

Ebenso zeigt sich das Kamel, dem man sonst keine tieferen Geistesregungen zuschreibt, als brave Mutter. Das Kamelbaby ist bei der Geburt ein recht unförmiges

Geschöpf. Es wird im Stehen geboren, trägt ein langes und dichtes Haarkleid, und der Höcker ist noch winzig klein. Seine Größe ist von Anfang an beträchtlich. Es übertrifft schon bei der Geburt das Füllen und überragt es nach einer Woche um mehr als dreißig Zentimeter. Das Kamel säugt sein Junges ein volles Jahr hindurch. Diese Opferwilligkeit vergilt aber auch das Baby der Mutter mit einer rührenden Anhänglichkeit. Es folgt ihr auf Schritt und Tritt. Sehr nett ist der Anblick, wenn zwei Kamelstuten mit ihren Sprößlingen beisammen sind. Die Jungen spielen dann lustig und drollig miteinander, während die Mütter zum Zeichen ihrer inneren Befriedigung ein gurgelndes Brummen erschallen lassen.

Die Aufzucht von größeren Tieren bringt den Zoologischen Gärten ein schönes Stück Geld ein. Wie erfolgreich sie heute ist, beweist am besten die Tatsache, daß eine sehr große Zahl von Löwen, Tigern, Leoparden, Wölfen und Hyänen nie die Wildnis und Freiheit gekannt haben, sondern in der Gefangenschaft geboren wurden und ihre Heimat in Deutschland und anderen europäischen Kulturländern zu suchen haben.





Das Vorrecht der Jugend.

Novellette von Lenore Pany.

(Nachdruck verboten.)

Na, Mutti, du hast wohl heute mächtig zu tun — was?"

Lachend faßte Oberst v. Kahlenberg seine Gattin, auf deren Wangen weiße Mehlstäubchen hafteten, unters Kinn.

„Es geht. Hilde hilft mir ja."

„Recht so! Das Mädel soll sich nur nützlich machen im Haushalt. Ihr braut doch hoffentlich was Anständiges zusammen heute? Ich will wieder einmal einen ordentlich besetzten Tisch und fröhliche Menschen sehen. Der Geburtstag meiner Einzigen soll ein richtiges Fest werden."

„Wenn bloß die leidige Geldfrage nicht wäre! Ich habe mir lange den Kopf darüber zerbrochen, wie ich mit möglichst wenig Kosten ein gutes Essen herstellen soll. Fünf Gäste zu bewirten, ist keine Kleinigkeit."

„Fünf? Es sind doch nur vier geladen!"

„Nun, Herr Albrecht kommt doch auch. Hilde hat sich's ausgebeten, ihn mit einladen zu dürfen. Eigentlich hat sie auch recht. Nicht jeder Lehrer würde sich als Gegenleistung mit den englischen Lektionen begnügen, die Hilde ihm als Ausgleich für den Zeichenunterricht erteilt."

Der Oberst rieb sich die Hände. „Na, meinetwegen,"

sagte er. „Notwendig finde ich die Einladung gerade nicht, und an Hildes Zeichentalent glaube ich überhaupt nicht."

„Herr Albrecht behauptet, es sei sehr groß."

„Ach was, der! Offenbar betrachtet er es als Auszeichnung, ein Mädel aus guter Familie unterrichten zu dürfen, und wir dienen ihm gewissermaßen als Reklameschild. Bis jetzt kennt ihn ja noch keine Katze."

„Wenn er die Mittel hätte, sich ein Atelier einzurichten, wäre er gewiß schon mehr bekannt."

„Das geht uns nichts an. Mag er sich meinetwegen heute abend an meinen Tisch setzen, da es Hildes Wunsch ist. Neben meinen beiden strammen Burschen wird er sich windig genug ausnehmen. — Ich wollte übrigens etwas mit dir besprechen, Alte. Was sagst du dazu, wenn du Werftens Schwiegermutter würdest?"

Das Gesicht der rundlichen Dame strahlte. „Du meinst also, daß der Baron wirklich Absichten hat?"

„Ich meine nicht bloß, sondern weiß es sogar ganz bestimmt, da er es mir selbst gesagt hat."

„Wann hat er es —"

„Als ich ihn für heute einlud, bat er mich um die Erlaubnis, künftig öfter in unser Haus kommen zu dürfen, da er zu Hilde eine tiefe Neigung gefaßt habe. Siehst du, das nenne ich eine Art. Immer den geraden Weg, keine Mätzchen hinter dem Rücken der Eltern! Hilde macht ihr Glück mit ihm."

Die Frau Oberst strich aufgeregt ihre Schürze glatt. „Wenn er ihr nur auch gefällt!" meinte sie zaghaft.

„Daran ist gar nicht zu zweifeln. Die beiden haben nicht umsonst so viel miteinander getanzt. Und was für eine Ausstellung sollte sie denn machen? Werften ist ein hübscher junger Mann, hat die volle Kaution und sogar noch darüber, und sein Adel reicht bis ins

Mittelalter zurück. Wir werden ihn also öfters einladen."

„Freilich. — Aber jetzt muß ich wirklich fort. Es gibt sonst ein Unglück in der Küche."

Hilde saß nahe am Fenster an einem Tischchen, als die Mutter eintrat, und war eben damit beschäftigt, einen Schokoladerehrücken mit feingestiftelten Mandeln zu spicken.

Lächelnd blickte ihr die Mutter über die Schulter. „Großartig hast du das gemacht! Wie die Soldaten stehen die Mandeln in Reih und Glied."

„Nicht wahr?" Mit heiterem Ausdruck hob das junge Mädchen die dunklen Augen zur Mutter empor. „Ich bin auch nicht wenig stolz auf mein Kunstwerk. Wenn nur alles übrige auch so gut gerät! — Weißt du, Mama, das mit der Einladung war doch ein glücklicher Gedanke."

„Was meinst du, Kind?"

„Nun, daß wir Herrn Albrecht eingeladen haben. Papa kennt ihn eigentlich noch gar nicht und hat keine Ahnung, was für ein lieber, feiner Mann das ist."

„Papa war nicht sonderlich erbaut von dieser Einladung," bemerkte die Frau Oberst gedehnt. „Zivil ist nicht sein Fall, und ein Zeichenlehrer imponiert ihm natürlich schon gar nicht."

Hilde schürzte die Lippen. „Herr Albrecht ist deshalb nicht schlechter, weil er keine Uniform trägt," stieß sie aufgeregt hervor. „Mit seinem Wissen könnte er nötigenfalls Papas ganzes Regiment versorgen."

„Um Gottes willen, laß ihn so was nicht hören!"

„Sei unbesorgt, Mama. Übrigens bin ich sicher, daß Papa trotz seiner Abneigung gegen Zivil doch sehr liebenswürdig sein wird."

„Gewiß, unhöflich ist Papa nie."

„Und wenn er Herrn Albrecht erst näher kennen wird —“ Ihre Augen leuchteten schon wieder in heller Zuversicht. Sie schob den Stuhl beiseite, auf dem sie gesessen und nahm einen Stoß Teller auf den Arm. „Ich werde jetzt den Tisch decken. So ist doch eine Arbeit getan. Wie soll ich die Plätze einteilen? Oben natürlich die Frau Major, links Papa, rechts den Major, dann dich, Muttchen. Herr Albrecht kommt an deine rechte Seite, dann folgen ich und Leutnant Gellert.“

„Den setzen wir doch lieber gegenüber. Ich denke, du nimmst Werften zum Nachbar.“

„Auch gut, obwohl mir Gellert eigentlich lieber wäre.“

„Warum wäre dir der lieber?“

Hilde lachte. „Aus dem einfachen Grunde, weil er mir nicht den Hof macht. — Noch eins, Mama: darf ich ein paar Blumen besorgen zum Tafelschmuck?“

Die Frau Oberst verneinte zerstreut. „Blumen sind noch zu teuer in dieser Jahreszeit, auch dürftest du von den Herren wohl Sträuße bekommen. Die stellen wir dann auf.“

„Es ist doch gar zu armselig, auf die Höflichkeit der Gäste zu spekulieren. Drei bis vier Stück roter Rosen genügen. Der Gärtner von nebenan gibt sie mir billig, und in der hohen Glasvase werden sie sich sehr hübsch ausnehmen. Es soll vornehm sein heute bei uns, vornehm und gemütlich zugleich. Man wird nur einmal zwanzig Jahre alt.“

Mit großem Eifer ging sie nun ans Tischdecken. Das feine Damasttuch lag schon bereit, und auf dem Büfett standen die langstieligen Weingläser, nicht geschliffen, aber zierlich anzusehen mit dem am Rande gravierten Mäander. Wenn man sie berührte, sangen sie. Und heute sollten sie singen und klingen wie nie. — Heute!

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und strich mit zärtlicher Hand über den Tischplatz, wo Herr Albrecht sitzen würde. Zum ersten Male wurde er heute zur Familie gezogen. Wenn er sich nur nicht gar zu schüchtern anließ! Es hing ja so viel davon ab, wie er Papa gefiel.

Sie nahm das Glas, das sie vor seinen Teller gestellt, und drückte sekundenlang ihre Lippen auf dessen Rand. Das mußte Glück bringen.

* * *

Um halb acht Uhr sollte angerichtet werden, und um sieben Uhr endlich war die Frau Oberst so weit, daß sie in ihr Seidenes schlüpfen konnte. Todmüde und abgespannt setzte sie sich in den Schaukelstuhl, um ein wenig zu verschnaufen, ehe die Gäste kamen. Auf ihren stets freundlichen Zügen lag ein unruhiger Ausdruck, und sichtlich zerstreut horchte sie auf die Worte ihres Mannes, der mit ihr die Reihenfolge der Weinsorten erörterte.

Da trat Hilde ein im weißen Kleid, das dunkle Haar mit einer Rose geschmückt. Wie der leibhaftige Frühling sah sie aus.

Schmunzelnd ging der Oberst um sein hübsches Töchterchen herum. „Die zwanzig Jahre schlagen dir ja prächtig an!“ scherzte er heiter. „Komm, gib mir einen Schmatz und laß dir auch gleich von deinem Alten gratulieren. Möge sich alles erfüllen, was dein Herz begehrt!“

Hilde küßte ihn auf beide Wangen. „Dann wird es sich auch erfüllen,“ rief sie strahlend.

Schweigend beobachtete die Frau Oberst die stürmische Umarmung der beiden. Der beängstigende Verdacht, der heute morgen in ihr aufgestiegen war, schien durch

Hildes Benehmen neue Nahrung zu erhalten. Bis zu diesem Tage war es ihr nie in den Sinn gekommen, daß mit Hildes künstlerischen Interessen auch noch ein anderes Interesse verknüpft sein könne, eines, das die größte Gefahr für die Zukunft ihrer Einzigen barg. Ihr Mann, das wußte sie genau, würde zu einer solchen Verbindung nie seine Einwilligung geben. Er wollte hoch hinaus mit seinem Kinde, wollte ihm eine sorglose, glänzende Existenz verschaffen. Dazu war Baron Werften das rechte Mittel. Aber hatte Hilde nicht gesagt, daß Leutnant Gellert ihr sympathischer sei als Werften? Das war kein gutes Vorzeichen.

Seufzend faltete sie die Hände im Schoß.

Da schrillte die Wohnungsglocke. Hildes Hand legte sich mit leisem Beben auf den Arm ihres Vaters.

„Das wird Herr Albrecht sein, Papa. Ich habe ihn aufgefordert, etwas früher zu kommen, damit er mit dir bekannt wird, ehe die anderen da sind. Er ist so schüchtern.“

„Herr Albrecht!“ meldete das eintretende Mädchen.

Der Oberst schritt nach der Salontür. Man merkte es ihm an, daß der angekündigte Besuch ihn nicht sonderlich erfreute, dennoch bot er dem jungen Mann, der sich tief vor ihm verneigte, mit freundlicher Herablassung die Hand.

„Vom Sehen kennen wir uns ja bereits. Sie waren nie beim Militär? Dachte es mir. Haltung unsoldatisch. — Aber was haben Sie denn da mitgebracht?“

„Meine Skizzenmappe, Herr Oberst. Das gnädige Fräulein meinte, der Herr Oberst würden sich vielleicht dafür interessieren.“

„So — meinte sie? Aufrichtig gesagt, verstehe ich nicht viel von der Malerei. Aber da Sie die Sachen

einmal hier haben, können wir sie ja ansehen. Eine Kritik beanspruchen Sie jedenfalls nicht."

Etwas verwirrt begann Albrecht die losen Blätter aufzulegen. „Ich möchte mir eine Frage erlauben," bemerkte er.

„Bitte."

„Das gnädige Fräulein ist jetzt auf dem Punkt angelangt, wo der Unterricht nach der Natur beginnt. Ich erlaube mir daher zu fragen, ob Herr Oberst gestatten, daß ich das gnädige Fräulein ein paarmal in der Woche hinaus ins Freie begleite."

„Wenn es sein muß — natürlich. In die Wüste werden Sie meine Tochter ja nicht führen."

„Nein, Herr Oberst. Wir werden uns vorläufig damit begnügen, einen Baum oder eine Mauer oder sonst ein einfaches Motiv nach der Natur zu zeichnen, und das findet man ja in jedem öffentlichen Garten."

„Na, schön. Aber sind Sie auch sicher, daß Hildes Talent für spätere größere Aufgaben reichen wird?"

Die Augen des jungen Mannes leuchteten auf. „Ganz sicher, Herr Oberst," sagte er in bestimmtem Ton.

„Andernfalls wäre es nämlich schade um die Zeit. Sie kann Nützlicheres leisten in diesen Stunden."

„Kann es Nützlicheres geben als die Pflege des Schönen?"

Der Oberst blickte mit gutmütigem Spott in das junge, erregte Gesicht. „Das Leben wenigstens lehrt es uns. Man weiß, daß gerade die Kunst sich ihren Anhängern gegenüber am undankbarsten verhält."

Ehe Albrecht zu einer Erwiderung kam, erschienen zwei der geladenen Gäste: Major Berndt und Frau, und wenige Minuten später Gellert und Werften, beide mit mächtigen Sträußen in der Hand.

Die Herren verneigten sich sehr kühl bei Albrechts Vorstellung.

Als die Frau Oberst zu Tische bat, reichte Werften mit selbstverständlicher Galanterie Hilde den Arm. Die Ehepaare vollführten einen Tausch, Gellert und Albrecht, denen keine Dame beschieden war, folgten allein nach.

Düster sah Albrecht zu, wie Hilde die gespendeten Sträuße auf den Tisch stellte.

„Ich hätte Ihnen so gern Blumen gebracht," sagte er, „aber ich fürchtete, aufdringlich zu erscheinen."

Sie nickte ihm freundlich zu. „Ich nehme den Willen für das Werk."

Der Bursche begann zu servieren. Den Blick fragend auf seinen Gebieter richtend, reichte er die Schüsseln, sichtlich bemüht, sein Bestes zu tun, während die Frau Oberst, erfüllt von der Sorge, ob auch alles klappen würde, mit dem Major eine zerstreute Konversation führte.

Oberleutnant v. Werften sprach lebhaft auf Hilde ein, und Gellert, der ihnen gegenübersaß, beteiligte sich an dem Gespräch.

Albrecht hörte zu. Er verstand nichts von militärischen Dingen und fand die Manöverhistörchen, die die Herren zum besten gaben, gar nicht so heiter wie Hilde, die wiederholt hell auflachte. Es tat ihm weh, sie lachen zu hören. Unterhielt sie sich wirklich so gut? Nicht ein einziges liebes Wort hatte sie ihm noch gesagt.

Endlich wendete sie sich ihm zu, und die Ablenkung Werftens, der dienstbeflissen einem Bericht seines Vorgesetzten lauschte, benützend, drückte sie unter dem Tisch leise Albrechts Hand.

„Ich bin so glücklich!" flüsterte sie.

„Und ich so unendlich traurig!"

„Warum?“

„Weil es mir soeben deutlich geworden ist, daß ich die Grenze, die mich von den Deinen trennt, nie überschreiten werde.“

„Unsinn! War es denn nicht sehr nett von Papa, daß er sofort seine Erlaubnis zu unseren gemeinsamen Ausflügen gab?“

Ein bitteres Lächeln huschte um seinen Mund. „Das ist nur ein Beweis mehr dafür, daß ich als Mensch für ihn gar nicht in Betracht komme. Ich wollte, man hätte mir den heutigen Abend erspart.“

„Wenn du öfters kommen wirst —“

Er schüttelte den Kopf. „Ich werde nicht öfters kommen. Mein Gefühl sagt mir, daß ich hier überzählig bin.“

„Ja, aber was soll dann werden?“ Ihre Stimme zitterte.

Albrecht antwortete nicht. Die Frau Oberst hatte ihn soeben mit einer Anrede beehrt und hielt ihn gewaltsam fest, um dadurch dem Baron freie Bahn zu lassen, worüber dieser mit einem dankbaren Blick quittierte.

Nach dem Essen begab man sich in den Salon. Hilde winkte Albrecht heran.

„Nun wirst du singen, nicht wahr?“ ermutigte sie ihn.

„Wenn man mich dazu auffordert.“

„Das laß meine Sorge sein!“

Sie trat zu ihrem Vater, der soeben die Spielkarten für sich und das Majorehepaar zurechtlegte, und strich ihm zärtlich über die bärtige Wange.

„Papa, Herr Albrecht war so liebenswürdig, einige Lieder mitzubringen und wird uns etwas singen, wenn du ihn dazu aufforderst. Bitte, tu es rasch!“

Der Oberst verzog den Mund. „Was dir nicht einfällt! Wir wollen doch spielen, da stört uns die Singerei nur.“

„Aber Papa, das wäre doch unartig. Herr Albrecht ist übrigens kein Dilettant, sondern hat schon in Konzerten gesungen.“

„Sehr schön. Ich will aber Ruhe haben beim Spiel. Es wird euch schon ein anderes Unterhaltungsmittel einfallen.“

Hilde biß die Zähne zusammen. Die offene Ablehnung, die ihr Vater Albrecht angedeihen ließ, verwundete sie in tiefster Seele. Das mit der Störung war doch nur ein Vorwand.

Mit einem erkünstelten Lächeln kehrte sie nach der Ecke zurück, die die Frau Oberst für das junge Volk bestimmt hatte.

Werften rüstete eben zu einer Tombola. „Keine Musik?“ fragte er, während er die Nummern in dem braunen Leinsäckchen durcheinanderschüttelte.

„Papa fürchtet für seinen Skat.“

Sie vermied es, Albrecht dabei anzusehen. Mechanisch nahm sie an dem Spiele teil, und hätte es gar nicht bemerkt, daß sie als erste ihre Tafel besetzt hatte, wenn sie nicht durch Werften daran erinnert worden wäre. —

Gegen halb elf Uhr bat Albrecht um die Erlaubnis, sich empfehlen zu dürfen. Er hatte am anderen Morgen schon um acht Uhr Unterricht und war das lange Aufbleiben nicht gewöhnt.

Wie ein Alp fiel es offensichtlich von den Anwesenden, als er gegangen war.

Werften tat einen befreienden Atemzug und sagte: „Sehr angenehm, daß der schwarze Mann sich verzogen hat. Er sieht aus wie der leibhaftige wandelnde Vorwurf.“

Hilde maß den Oberleutnant mit einem feindseligen Blick. „Gegen wen sollte dieser Vorwurf denn gerichtet sein, Baron?“

„Gegen das Schicksal, natürlich. Zeichenlehrer — hm, trostloses Handwerk! Ich staune, daß Sie diesen Langweiler neben sich dulden mögen. Kann er wenigstens etwas?“

„Wenn er eine öffentliche Anstellung bekleidet, so ist —“

Werften sah, daß er einlenken mußte. „Die Hochachtung, die Sie vor dem Können Ihres Lehrers haben, ist sehr schätzenswert,“ sagte er langsam. „Und schließlich braucht ein solcher Herr, der ja nur die Aufgabe hat, Mittel zum Zweck zu sein, keine anziehenden Eigenschaften weiter zu haben.“

„So denke ich auch, Baron.“

Gellert sagte nichts. Da er als Bewerber infolge seiner Mittellosigkeit nicht in Betracht kam, war es ihm gleichgültig, welche Eigenschaften das junge Mädchen eines Tages von dem Manne ihrer Wahl fordern würde. Die freundliche Aufnahme, die er im Hause seines Vorgesetzten fand, verdankte er lediglich dem Umstande, daß sein Vater eine Zeitlang mit Oberst v. Kahlenberg in demselben Regiment gedient hatte.

Um Mitternacht erfolgte allgemeiner Aufbruch. Die Frau Oberst, obwohl sehr müde, ließ es sich nicht nehmen, noch das Tafelservice aufzuräumen, und Hilde half ihr dabei, bis der Oberst energisch zum Abmarsch kommandierte.

„Bist ja so schon ganz bleich, Mädel!“ sagte er, ihr die Wange klopfend.

Sie sah mit einem seltsamen Blick zu ihm auf. Er erschien ihr fremd in diesem Augenblick, so ganz anders als vorhin, da er ihr gewünscht, daß alles, was ihr Herz begehrte, sich erfüllen möchte. Ob absichtlich oder unabsichtlich, er hatte ihr eine Enttäuschung bereitet, wie sie solche von ihrem gütigen Vater nie

erwartet hätte. Und das alles nur, weil Albrecht nach seiner Auffassung gesellschaftlich unter ihm stand.

Als ob Geistes- und Herzensbildung nicht mehr Wert hätten!

Ein Würgen stieg ihr im Halse empor. Sie wandte sich rasch und trat in ihr Zimmer. —

Auch der Oberst und seine Frau gingen zu Bett. Während des Auskleidens plauderten sie noch eine Weile fort.

„Wie gefällt dir eigentlich Hildes Lehrer?“ fragte die Frau Oberst.

„Langweiliger Patron!“

„Er scheint es gefühlt zu haben, daß er nicht ganz am Platze war.“

„Kein Unglück! Als Lehrer mag er ja ganz tüchtig sein. Seine Zeichnungen waren nicht übel.“

„Er hat dir Zeichnungen gezeigt?“

„Eine ganze Mappe voll. Nebenbei ersuchte er mich um die Erlaubnis, mit Hilde im Freien arbeiten zu dürfen.“

„Und du hast es erlaubt?“

„Na ja, das gehört ja schließlich mit dazu. Wenn sich's das Mädel in den Kopf gesetzt hat, Zeichenunterricht zu nehmen, muß man ihr den Willen lassen, und ohne Naturaufnahmen geht das nun einmal nicht.“

Mit kurzem Griff drehte er das elektrische Licht ab. Er hörte nicht mehr den tiefen Seufzer, mit dem seine Frau sich gegen die Wand kehrte.

* * *

Zwei Tage später wanderte Hilde mit ihrer Zeichenmappe am Nachmittag in den Stadtpark, wo Albrecht sie bereits erwartete. Ein düsterer Ernst lag auf ihrer weißen Stirn. Baron Werften war am Vormittag

dagewesen, hatte die Einladung zur nächsten Reunion überbracht und dabei seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltet. Es war kein Zweifel, daß seinen Besuchen eine feste Absicht zugrunde lag, und noch weniger zweifelhaft war es, daß der Oberst diese Absicht unterstützte. Werften gegenüber fiel die dienstliche Miene, die er sonst mit Vorliebe zur Schau trug, sofort ab, und darunter kam der joviale Hausvater zum Vorschein, der entschlossen war, die Wünsche des jungen Mannes zu fördern. Daß Hilde über diesen Punkt andere Ansichten haben könne, kam dem Oberst gar nicht in den Sinn. Nicht umsonst hatte er es ihr immer und immer wiederholt, daß sie außer ihrem hübschen Gesicht und ihrer feinen Erziehung keine Schätze zu erwarten habe. Das war Grund genug für ein vernünftiges Mädel, mit beiden Händen zuzugreifen.

Albrecht las die Verstimmung von Hildes Gesicht. „Hat es daheim etwas gegeben?" fragte er.

„Werften war da. Ich glaube zu wissen, warum er kommt."

„Soll das ein Abschiedswort für mich sein?"

„Du!" Mit einer wilden Leidenschaftlichkeit umklammerte sie seine Hand. Dann blickte sie um sich.

Nein, es hatte sie niemand gesehen. Der breite Mittelweg war leer, nur in der Ferne verklang ein gedämpfter Schritt. Mit einer hastigen Bewegung stellte sie ihr Feldstühlchen auf und nahm das Skizzenbuch vor.

„Was soll ich zeichnen? Diese Wolke dort oben?"

Er blickte mit bitterem Lächeln auf sie nieder. „Als Sinnbild unserer Zukunft?"

Sie schüttelte den Kopf. „Es wird alles gut werden, Kurt."

„Was soll denn gut werden? Ich habe ja gestern

abend die stumme Antwort auf meine kühne Forderung erhalten. Dein Vater versteht es meisterhaft, einem den Tarif vor Augen zu halten, nach dem man taxiert wird."

„Das darfst du Papa nicht übelnehmen. Ich glaube, es gibt auf der ganzen Welt keinen einzigen Menschen, der nicht über seinen Stand hinaus möchte. Überdies sind wir nicht reich. Das Vermögen, das ich nicht besitze, soll nun ein anderer mir geben."

„Und wird es dir geben."

„Du meinst also?"

Er nickte stumm. Ein Zug herbster Seelenqual lagerte um seinen Mund.

Hilde warf den Zeichenstift in das Pennal zurück. „Wüßte ich nicht, daß bloß der Schmerz um die Aussichtslosigkeit unserer Liebe dich so sprechen läßt, müßte ich dir böse sein," sagte sie ernst. „Ich will aber edler sein als du und dir als Revanche für deine Kleinmütigkeit ein Versprechen geben, das dich ein wenig aufrütteln wird. Heute abend noch werde ich Mama sagen, daß ich Baron Werften niemals heirate."

„Und dann?"

„Das andere wird sich finden."

„Willst du vielleicht deine Mutter ins Vertrauen ziehen?"

„Vorläufig nicht. Mama steht vollständig unter Papas Willen. Mein Geständnis würde mir nur Bitten und Tränen von ihrer Seite eintragen, ohne uns im geringsten zu nützen. So lasse ich den Sturm lieber herankommen. Lange wird er nicht auf sich warten lassen. Papa ist sehr erregt, wenn man seine Pläne durchkreuzt, und wird mir seine Meinung nicht in Zucker zu kosten geben. Dann will ich kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen um mein höchstes Gut."

Sein feines, melancholisches Gesicht erhellte sich etwas beim Anblick des stolzen, sieghaften Ausdrucks in Hildes Zügen. Doch gleich darauf starrte er wieder düster vor sich hin. „Sie werden dich bald überzeugen, daß eine wohlerzogene Tochter die Pflicht hat, den Wunsch der Eltern zu erfüllen."

„Sind wir nicht in erster Linie Menschen?"

„Menschen!" Er legte die Hand auf ihre Schulter und sah ihr tief in die Augen. „Ja, wir sind Menschen, arme, bedauernswerte Menschen, die das Glück ihrer Jugend, das einzige Glück, das das Leben wertvoll erscheinen läßt, willenlos auf fremden Altären opfern, ohne dafür etwas anderes einzutauschen als das selbstzufriedene Lächeln des Siegers. Das ist die Tragik alles Seins, daß eines immer das Opfer des anderen wird, daß wir in Wirklichkeit gar nicht unser eigenes Leben, sondern das der anderen leben. Es gibt Leute, die dies natürlich und selbstverständlich finden. Wohl ihnen! Ich aber möchte aufschreien, wenn ich an den Augenblick denke, wo du mir sagen wirst, daß wir verzichten müssen. Und dieser Augenblick ist nahe. Weiß Gott, ich möchte dich auf meine Arme nehmen und dich forttragen in ein fernes Land. Dann mögen sie kommen und mich einen Dieb schelten. Ein glücklicher Dieb ist beneidenswerter als ein ehrlich Entsagender."

Das junge Mädchen lächelte. „So gefällst du mir viel besser," meinte sie heiter. „Was mich betrifft, so denke ich gar nicht daran, zu entsagen, und wenn nur ein Teil von meiner Zuversicht in dir ist, soll niemand sich an unser Glück heranwagen. — Aber nun laß uns endlich zu arbeiten anfangen. Eine halbe Stunde ist um, und ich habe noch fast nichts auf dem Papier."

Sie griff wieder nach dem Stift und begann eifrig zu zeichnen.

Nach einer Stunde brachen sie auf. Als sie sich am Parkausgang trennten, behielt Albrecht Hildes Hand einen Augenblick in der seinen.

„Warte bis morgen mit dem Geständnis an deine Mutter, Hilde. Es wird dich vielleicht eine schlaflose Nacht kosten."

„Und wenn? Nichts läßt den Menschen so sehr reifen als eine schlaflose Nacht."

„Wollte Gott, ich könnte dir beistehen."

Ein paar Leute kamen. Mit einem kurzen Nicken eilte Hilde von dannen.

Zu Hause zeigte sie der Mutter ihren ersten nach der Natur gemachten zeichnerischen Versuch, und als sie deren gute Stimmung bemerkte, lenkte sie kühn auf den Gegenstand über, um dessentwillen sie das Gespräch angeknüpft hatte.

„Weißt du was, Mama? Gehen wir doch lieber nicht zur nächsten Reunion!"

„Warum?"

„Das will ich dir ganz aufrichtig sagen. Ich glaube zu wissen, was Baron Werften jetzt so oft in unsere Nähe zieht, möchte aber keine falschen Hoffnungen in ihm erwecken. Werften ist mir unsympathisch."

Der Mutter sank das Herz in die Knie. „Das wird für Papa eine große Enttäuschung sein," stammelte sie.

„Er wird sie überwinden. Es kann doch nicht Papas Wunsch sein, mich an einen Mann zu geben, den ich nicht liebe."

„Freilich nicht. Aber eben, daß du Werften nicht lieben kannst, wird er nicht begreifen wollen. Ein Mensch von solchen Vorzügen!"

„Darauf kommt es in der Liebe nicht an. Willst du mir den Gefallen tun, Mama, und Papa darauf vorbereiten, daß ich Werften nicht zu heiraten beabsichtige?"

„Wann soll ich es ihm sagen?"

„Heute noch."

„Willst du dir's nicht doch noch überlegen?"

„Ich habe nichts zu überlegen. Mein Entschluß ist unwandelbar."

Es klang eine solche Leidenschaftlichkeit aus ihrer Stimme, daß die Mutter sie erschrocken anblickte. In diesem Augenblick ward ihre Ahnung zur Gewißheit.

* * *

Als Hilde am nächsten Morgen zum Frühstück erschien, merkte sie sofort an der Miene des Obersten, daß die Mutter gesprochen hatte. Barsch wie ein Kommando klang ihr sein Morgengruß ans Ohr. Sie fühlte, was nun kam. Aber sie zitterte nicht.

Als sie nach dem Frühstück das Zimmer verlassen wollte, rief der Oberst sie zurück. „Bleib, ich habe mit dir zu sprechen."

Ohne sichtbare Aufregung blickte sie zu ihm auf. „Du wünschest, Papa?"

„Deine Mutter hat mir gesagt, daß du Werften nicht heiraten willst. Ist das richtig?"

„Ja, Papa."

„Welchen Grund hast du, ihn auszuschlagen?"

„Auch das dürfte Mama dir gesagt haben. Ich liebe den Baron nicht."

„So? Aber den anderen, diesen dahergelaufenen Menschen, den liebst du?"

„Ja, Papa," sagte sie mit klarer Stimme.

„Mädel!" Der Oberst faßte sie an den Händen und schüttelte sie. „Du bist ja rasend, Mädel! Oder bildest du dir etwa ein, daß ich diesen Menschen je als meinen Schwiegersohn anerkennen werde?"

Sie befreite sich aus der schmerzenden Umklamme-

rung. „Wenn du es nicht tätest, so wäre dies natürlich ein großer Schmerz für mich.“

„Ich werde es nicht tun, darauf kannst du dich verlassen.“

„An meinen Gefühlen wird dies nichts ändern.“

Der Oberst lachte hohnvoll. „An deinen Gefühlen vielleicht nicht, wohl aber an deiner Zukunft. Wersten zu heiraten kann ich dich nicht zwingen. Jedoch kann ich dir kraft meiner väterlichen Autorität befehlen, daß du den Verkehr mit deinem Zeichenlehrer abbrichst.“

„Ja, das kannst du.“

„Schön, daß du es zugibst.“

Hilde richtete ihre dunklen Augen voll auf das Gesicht des Erzürnten. „Papa, nur wenige Tage sind vergangen, seitdem du mir gewünscht hast, daß alles, was mein Herz begehrt, sich erfüllen möge.“

„Konnte ich ahnen, daß du solche Dummheiten im Kopfe hast?“

„Es sind keine Dummheiten, Papa. Mein Leben, mein Glück, mein alles hängt daran.“

„Torheit! Ein Mädel wie du wirft sich nicht an den nächstbesten weg.“

„Herr Albrecht ist nicht der nächstbeste. Er ist ein Mann von durchaus vornehmer Denkungsart. Daß er nicht reich ist und keinen glänzenden Titel trägt, ist nicht seine Schuld. Er wird vielleicht eines Tages mehr für die Welt leisten als andere, die Ämter und Würden bekleiden und in Wirklichkeit nichts sind als prunkende Überschriften einer gesellschaftlichen Institution.“

„Sehr hübsch gesagt. Wenn du aber glaubst, mir damit zu imponieren, so irrst du sehr. Dieser Albrecht kommt nicht in meine Familie, das versichere ich dich.“

Sie tastete nach dem Tischrand und neigte das toten-

blasse Gesichtchen weit vor. „Ich kann dir nicht befehlen, Papa. Aber eines will ich doch noch fragen: Würdest du auch dann meine Bitte mißachten, wenn du wüßtest, bestimmt wüßtest, daß ich binnen kurzem nicht mehr unter den Lebenden sein werde?"

Der Oberst wechselte die Farbe. „Aha, jetzt kommst du von dieser Seite!" sagte er unsicher. „Willst mir wohl drohen — wie?"

„Nein. Ich bin zu religiös, um dem Gedanken an Selbsterlösung Raum zu geben. Aber ein anderer, Stärkerer entscheidet über Tod und Leben, und niemand weiß, wann seine Stunde schlägt."

„Man stirbt nicht an solch vorübergehendem Gefühlsdusel, und wenn nicht heute oder morgen, so wirst du mir doch später sogar dankbar sein dafür, daß ich dich vor einer großen Dummheit bewahrt habe."

„Du bleibst also unerbittlich?"

„Ja."

„Dann kann ich jetzt wohl gehen?"

„Gewiß — geh nur! Ich aber werde mir jetzt diesen Herrn aufsuchen und ihm energisch nahelegen, seine Versetzung zu verlangen. Tut er es nicht, und wagt er es noch einmal, deinen Weg zu kreuzen, dann soll er mich kennen lernen. Von heute an gehst du mir ohne deine Mutter nicht mehr über die Straße!"

Krachend fiel die Tür ins Schloß.

Hilde stand ein paar Minuten wie betäubt. Dann ging sie schleppenden Schrittes in ihr Zimmer. Die furchtbare Aufregung, die sie während der Unterredung gewaltsam niedergekämpft, brach sich in einem erschütternden Schluchzen Bahn. Und dennoch wallte trotz des heftigen Schmerzes ein stolzes, freudiges Gefühl in ihrer Brust. Diese erste, auf dem Schlachtfeld ihrer jungen Liebe erhaltene Wunde machte sie

stark zu neuen Taten. Nie würde sie von Albrecht lassen, das stand in ihr fest. Wenn je ein Funke kleinlicher Schwachheit in ihr gewesen war, die rauhe Hand des Vaters, die so rücksichtslos ihr zuckendes Herz berührt, hatte ihn vertilgt. Nun war nichts mehr in ihr als eitel Liebe und Sehnsucht.

Sie kühlte die verweinten Augen mit einem nassen Tuch und starrte nachsinnend zum Fenster hinaus. Was sollte werden? Ein heimliches Zusammentreffen war in der kleinen Stadt unmöglich, und so war es eigentlich am besten, wenn Albrecht um seine Versetzung einkam. Doch wie sollten sie sich dann sehen und sprechen? Wenn sie ihn wenigstens brieflich hätte fragen können, was er zu tun gedenke. Aber sie mußte damit rechnen, daß fortan jeder Brief, der aus ihrer Hand hervorging, scharf kontrolliert wurde.

Sie stieß einen verzweifelten Seufzer aus.

Da bemerkte sie ein paar kleine Mädchen, die unweit des im Parterre gelegenen Fensters ihres Zimmers in der Parkanlage spielten, und jäh durchfuhr sie ein rettender Gedanke. Sie drehte den Schlüssel herum, warf ein paar Zeilen aufs Papier und winkte dann eines der Kinder heran.

„Willst du mir diesen Brief besorgen, Kleine? Du brauchst ihn nur beim Portier abzugeben. Und morgen früh bringst du mir die Antwort — ja? Hier hast du auch etwas für deine Gefälligkeit!“

Ohne Besinnen nahm sie die kostbare Bonbonniere vom Tisch, die Werften ihr vor einiger Zeit geschickt, und reichte sie zum Fenster hinaus.

Jubelnd sprang das Kind davon.

Hilde lächelte. Nun war doch wenigstens eine Brücke gebaut, die zu ihm führte. Gott würde weiter helfen.

* * *

Als der Oberst mittags heimkam, war der Ausdruck seines Gesichtes schon etwas milder. Er sprach mit seiner Frau und warf von Zeit zu Zeit einen versöhnlichen Blick auf Hilde, den diese jedoch unerwidert ließ.

Nach dem Essen folgte sie der Mutter ins Schlafzimmer.

„Willst du mir nicht sagen, Mama, woher Papa weiß, daß ich —“

Die Mutter wurde verlegen. „Er hat es so nach und nach aus mir herausgeholt,“ gestand sie.

„Also ahntest du bereits, wie es um mich stand. Warum sprachst du nie davon?“

„Weil ich noch immer hoffte, mich getäuscht zu haben, Kind.“

Ein wehes Zucken glitt um den Mund des jungen Mädchens. Wie weit gehen die Wünsche von Kindern und Eltern doch zuweilen auseinander!

„Hat Papa dir gesagt, was er mit — mit Herrn Albrecht verhandelt hat?“

„Ja, er hat es mir gesagt. Herr Albrecht hat sein Wort gegeben, sich unverzüglich versetzen zu lassen.“

„So!“

„Es ist sehr anständig von ihm. Papa erwartet nun auch von dir, daß du vernünftig bist und dich in das Unvermeidliche fügst. Er will sogar das Geld zu einer Reise hergeben, wenn du danach Verlangen haben solltest.“

„Ich werde darüber nachdenken.“

* * *

Wartend stand Hilde am nächsten Vormittag am Fenster ihres Zimmers. Aber erst gegen elf Uhr erblickte sie das weiße Kleidchen der Kleinen, die ihr gestern Botendienste geleistet.

Fröhlich reichte das Kind einen dicken Brief herauf. „Soll ich noch etwas bestellen?“

Hilde durchflog rasch die Zeilen. „Nichts mehr — ich danke dir!“ sagte sie dann mit einem tiefen Aufatmen.

Noch einmal durchlas sie den Brief, der sie in den innigsten Worten davon überzeugte, daß sie auf die unverbrüchliche Treue des Geliebten rechnen konnte.

Als gleich darauf ihre Mutter eintrat, ging sie ihr mit heiterer Miene entgegen.

„Wenn es dir recht ist, Mama, so möchte ich von Papas Anerbieten Gebrauch machen, wenn auch in etwas anderer Form. Tante Berkow hat mich schon so oft zu sich nach Wien eingeladen, ohne daß ich bisher Gelegenheit fand, der Aufforderung Folge zu leisten. Es wäre mir eine angenehme Zerstreuung, wenn ich für einige Zeit zu ihr gehen dürfte.“

„Aber gewiß. Wir werden gleich heute nachsehen, was etwa in deiner Garderobe zu ergänzen ist. Du wirst jedenfalls Theater und Konzerte besuchen, und dazu muß man gerüstet sein.“

Als der Oberst von dem Plan hörte, nickte er zufrieden. Heimlich triumphierte er. Wenn er daran dachte, mit welcher Leidenschaftlichkeit Hilde ihm gegenübergetreten war! Und nun hatte sie selbst einen Ausgleich angestrebt, der bewies, daß es um ihre Herzensangelegenheit gar nicht so ernst bestellt war, wie sie ursprünglich getan. Sie war eben im Grunde doch ein durchaus vernünftiges Mädel. —

Vier Tage später rollte Hildes Gepäck zur Bahn, und mit alter Zärtlichkeit küßte der Oberst zum Abschied seine schöne Tochter auf beide Wangen.

„Sei nur recht fidel, Kind! Und wenn du Geld brauchst, schreibe getrost! Ich hab' da irgendwo einen

heimlichen Schatz, den ich eigentlich für spätere Zeiten verwahren wollte. Aber dir zuliebe greife ich ihn an."

Hilde lächelte gezwungen. Während sie vom Fenster ihres Abteils auf die Zurückbleibenden schaute, zog mit schmerzender Klarheit die Erkenntnis durch ihren Sinn, daß sie diesen beiden Menschen, an denen sie bisher mit kindlicher Liebe gehangen, innerlich fremd geworden war. Ein leises Rot der Scham stieg in ihr Gesicht bei dem Gedanken an die Täuschung, die sie vollführte. Aber die Schuld fiel auf die anderen zurück. Warum stießen sie ihr Kind hinaus auf den dunklen Pfad der Lüge, den es nur in der tiefsten Not seines Herzens betrat!

Der Zug fuhr ab. Mit einem erlösenden Seufzer lehnte Hilde sich in die Ecke und entfaltete Albrechts Brief, um sich darin Stärkung und Trost zu holen.

„Ich liebe dich!" flüsterte sie.

* * *

Über den Berghöhen des Wiener Waldes stand strahlend die Nachmittagsonne. Eben war ein Stadtbahnzug in Klosterneuburg eingefahren, und eine Anzahl Passagiere bestieg das elektrische Auto, das den Verkehr nach Weidling am Bach vermittelte.

Auch Hilde befand sich unter den Ankömmlingen. Vorsichtig musterte sie die anderen Reisenden, bis sie auf Albrecht, der abseits stand und auf sie gewartet zu haben schien, lebhaft zutrat und ihm die Hand reichte.

„Zu Fuß oder mit dem Auto?" fragte sie.

„Wie du willst."

„Also dann zu Fuß. Der Weg ist wundervoll."

Wie selbstverständlich bot er ihr den Arm, und tapfer begannen sie auszuschreiten, immer dem murmelnden Bach entlang, von dem der liebliche Ort seinen Namen

hat. Gelbe Schlüsselblumen blühten bereits an seinen Ufern, und tief hingen die samtenen Kätzchen der Weiden zum Wasser nieder. Ein süßer Duft von Werden und Wachsen zog durch die stimmungsvolle Landschaft.

Hilde preßte zärtlich Albrechts Arm. „Hier ist es doch tausendmal schöner als in der staubigen Stadt! Mir fällt jedesmal Hugo Wolfs ‚Verborgenheit‘ ein, wenn ich hier mit dir zusammen wandle.“

Er nickte. „Das haben auch andere erkannt. Beethoven, Bauernfeld, Schwind — sie alle schätzten den Reiz dieses stillen Erdenwinkels. Hier ist es wahrhaft köstlich!“

„Das Köstlichste aber ist doch, daß wir hier unserer Liebe leben dürfen, ohne daß jemand davon weiß.“

Seine Stirn verdüsterte sich leicht. „Wie lange wird uns dies Glück noch beschieden sein? Es gibt immer Leute, deren Lebenszweck es zu sein scheint, den Frieden ihrer Mitmenschen zu untergraben. Hat denn deine Tante noch nicht Verdacht geschöpft?“

Sie schüttelte heiter den Kopf. „Tante Lina ist vollkommen davon überzeugt, daß nur mein Wissensdrang mich halbe Tage vom Hause fernhält. Für den Besuch von Kunstausstellungen aber ist sie nicht zu haben, und das nütze ich nach Kräften aus. Heute zum Beispiel bin ich in der Staatsgalerie.“

„In Wirklichkeit aber —“

Sie lachte ihn aus glücklichen Augen an. „In Wirklichkeit bin ich im Himmel, und das soll mir niemand wehren — niemand. Ist es denn nicht unmenschlich grausam, uns das unschuldige Glück zu mißgönnen, das wir genießen?“

„Ob unschuldig oder nicht, ist für das Urteil der Welt nicht von Belang. Aufrichtig gesagt, hat es mich

von deinem Vater gewundert, daß er sich weiter gar nicht um die Sache gekümmert hat. Er hätte sich doch bloß beim Direktor meiner Schule zu erkundigen brauchen, um zu erfahren, daß ich nach Wien versetzt worden bin. Dann aber wäre unser Geheimnis verraten gewesen."

„Das macht, weil Papa meine Liebe zu dir mehr als Laune betrachtet. Auch ist er viel zu sehr Autokrat, um es für möglich zu halten, daß ich mich ernstlich seinem Willen widersetzen könnte."

„Und doch müssen wir darauf gefaßt sein, eines Tages verraten zu werden. Es ist ohnedies fast ein Wunder zu nennen, daß uns von deinen neuen Bekannten noch niemand hier zusammen gesehen hat. Was aber dann?"

„Daran wollen wir heute noch nicht denken. — Komm, laß uns dem armen Verlassenen da drin unseren gewohnten Besuch abstatten. Er hat gekämpft und gelitten wie wir."

Sie stieß das schmiedeiserne Gittertor auf und schritt ihm voran über den Kies des Friedhofes, der malerisch wie ein verirrtes Vogelnest an die Berglehne sich anschmiegt. Seitwärts, im schweigenden Dunkel schützender Zypressen, lag das Grab des unglücklichen Poeten Lenau, dessen stürmisches Leben mit einem so schrillen Akkord geschlossen hatte.

Hilde legte die Schlüsselblumen, die sie unterwegs am Bachrand gepflückt, neben das Gitter. Das schmale Männerantlitz, das aus dem Marmor des Grabmales blickte, schien ihr dafür Dank zu sagen. „Es muß schön sein, hier zu schlafen!" flüsterte sie.

Albrecht nickte. „Wer es so weit gebracht hat, dem ist wohl für immer. Es gibt Augenblicke, in denen mir ein gemeinsames Grab als das einzig Erreichbare er-

scheint, Augenblicke, in denen ich eine geladene Pistole für meinen besten Freund halte."

Sie schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. „So sollst du nicht sprechen, Kurt! Sind wir denn nicht glücklich — trotz allem?"

„Ja, heute und vielleicht noch morgen. Aber jeder Tag kann die Stunde der Trennung bringen."

„Dieses Wort ist mir fremd. Ich weiß nur, daß ich dich liebe, und daß ich bereit bin, mit dir bis ans Ende der Welt zu gehen, wenn es sein muß."

Er beugte sich vor und sah ihr forschend ins Gesicht. „Bis ans Ende der Welt, sagst du? Vergiß das nicht, Hilde! Der Tag könnte wohl kommen, da ich dich an dieses Wort gemahne. Ich will es fortan als Talisman in meinem Herzen tragen."

„Das sollst du auch."

Sie nickte dem stillen Poetenantlitz noch einmal zu und schritt Albrecht voraus auf die Straße. In einem Restaurant nahmen sie eine Erfrischung und wanderten dann auf den schönen, stillen Wegen tiefer in den Wald hinein.

Es war ein wundervoller Tag.

Um sechs Uhr fuhr Hilde nach Wien zurück. Die Veilchen, die sie zur Erinnerung an den gemeinsamen Spaziergang gepflückt, sorglich im Handtäschchen verborgen, bestieg sie den Zug, der sie wieder nach der Großstadt tragen sollte.

Albrecht hatte sie nicht begleitet. Man mußte alles vermeiden, was Verdacht erwecken konnte.

Eine Stunde später war Hilde daheim.

„Nun, hast du viel Schönes gesehen?" fragte Frau Berkow.

„Gewiß, Tante Lina."

„Du hast doch Frau Bland getroffen?"

„Wo?“

„Nun — in der Staatsgalerie. Sie kam gleich nach deinem Weggang zu Besuch, und als sie hörte, du seiest in der Staatsgalerie, ließ sie sich's nicht nehmen, dir nachzufahren. Ihr müßt euch ja getroffen haben.“

Hilde lachte unsicher. „Tut mir leid, daß Frau Bland sich umsonst bemühte. Ich hatte es mir unterwegs anders überlegt. Da gerade die Amateurausstellung eröffnet wurde, noch dazu mit Konzert, entschloß ich mich, lieber dorthin zu gehen.“

Frau Berkow schüttelte unzufrieden den Kopf. „Das ist mir überaus peinlich. Wer konnte daran denken, daß du deine Absicht noch im letzten Augenblick ändern würdest!“

„Es hat doch niemand Frau Bland aufgefordert, mir nachzufahren. Überdies weißt du ja, daß ich mir Kunstwerke am liebsten allein besehe.“

Sie öffnete ihren Pompadour, um sich mit dem Taschentuch das erregte Gesicht zu kühlen. Dabei fielen die Veilchen heraus auf die Tischplatte.

Tante Lina griff danach. „Sieh da, Veilchen!“

„Ja, ich habe sie einem armen Kinde abgekauft.“

Frau Berkow sagte nichts. Mit einem seltsamen Blick betrachtete sie das halbverwelkte Sträußchen, aus dem außer den Blumen Halme und Blattwerk hervorlugten. Einige Stengel trugen noch die Wurzeln mitsamt dem Erdstaub. Niemand hätte je gewagt, den verwöhnten Wienern derartiges zum Kauf anzubieten.

„Nun, wenn du dich nur unterhalten hast,“ bemerkte sie endlich.

Hilde war der forschende Blick nicht entgangen. Sie stand auf und ordnete unter harmlosem Geplauder die Blumen in ein Glas. Früher als sonst ging sie zu Bett.

Als sich die Türe hinter ihr geschlossen, trat Frau Berkow noch einmal zu den duftenden Frühlingskindern, die so plötzlich einen Verdacht in ihr gezeitigt. Wußte sie denn, ob Hilde Kunstausstellungen besuchte, wenn sie halbe Tage fortblieb? War es nicht möglich, daß sie irgendwo heimliche Zusammenkünfte hatte, von denen die Eltern nichts wissen sollten? Dann aber fiel die Verantwortung auf sie, und sie bekam anstatt des Dankes für ihre Gastfreundschaft noch Vorwürfe.

Sie nahm sich vor, Hilde fortan schärfer zu überwachen.

Als diese das nächste Mal, angeblich um einen Wohltätigkeitsbasar zu besuchen, gleich nach Tisch wegging, nahm sie ein Auto und fuhr ihr nach.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Hilde begab sich geradeswegs zum Stadtbahnhof. Der frohe Ausdruck ihres Gesichts und die Hast, mit der sie ihre Fahrkarte löste, sagten genug.

Nachdem sie außer Sicht war, trat Frau Berkow an den Schalter.

„Bitte, können Sie mir nicht sagen, wohin die junge Dame fährt, die eben eine Karte löste?“ fragte sie.

„Nach Klosterneuburg-Weidling.“

„Danke!“

* * *

Pünktlich wie immer kam Hilde um sieben Uhr abends heim. Ihr rosiges Gesicht strahlte von genossenem Glück, und zärtlich fiel sie ihrer Tante um den Hals.

„Schön war es wieder, Tantchen!“

Frau Berkow hielt sie von sich ab. „In Klosterneuburg — nicht wahr?“ fragte sie eisig.

Hilde wurde totenbleich. „Du weißt —“

„Ich weiß nur, daß du, anstatt in Kunstausstellungen zu gehen, nach Klosterneuburg fährst. Das andere hoffe ich jetzt von dir zu erfahren.“

Eine schwüle Pause entstand. Hilde hatte den Hut abgelegt und starrte zum Fenster hinaus.

„Ich habe keinen anderen Weg,“ sagte sie plötzlich ohne Übergang.

„Wovon sprichst du?“

„Von ihm, von meinem Leben, meinem Glück! — Ach, ihr versteht mich ja doch nicht!“ Ein Tränenstrom brach aus ihren Augen, und wie im Krampf bebte ihre zarte Gestalt. „Was ich getan, ist nichts Schlechtes. Es ist nur die Verzweiflungstat eines Menschen, der entschlossen ist, sein innerstes Fühlen nicht dem Vorurteil anderer zu opfern. Papa hat mir den Verkehr mit Herrn Albrecht, meinem Zeichenlehrer, an den mich eine tiefe Herzensneigung fesselt, verboten und ihn veranlaßt, sich versetzen zu lassen. Das hat Herr Albrecht auch getan. Aber so weit reicht Papas Macht doch nicht, daß er uns das unschuldige Glück, einander öfters zu sehen, rauben konnte. Liebe ist erfinderisch. So — nun weißt du alles.“

„Und was meinst du, was nun meine Pflicht ist, Hilde?“

Das junge Mädchen trat mit gefalteten Händen auf sie zu. „Wenn du uns Papa verraten willst, so kann ich es nicht hindern. Aber ich warne dich vor den Folgen solchen Tuns. Meine Liebe zu Kurt ist untilgbar. Im äußersten Falle ziehen wir ein gemeinsames Grab einem getrennten Leben vor.“

Frau Berkow wechselte die Farbe. „Du kannst überzeugt sein, daß ich nicht dein Verderben will,“ bemerkte sie. „Aber du wirst auch einsehen, daß ich deine

Handlungsweise nicht dulden darf, solange du in meinem Hause wohnst.“

Hilde blickte sie starr an. Dann raffte sie ihr Kleid an sich und schritt nach der Tür. „Du hast recht, Tante — ich werde gehen,“ sagte sie tonlos.

Drinnen in ihrem Zimmer preßte sie aufstöhnend die Hände gegen die Schläfen. So war denn früher, als sie gefürchtet, das Verhängnis hereingebrochen. Und nicht einmal die Menschen — nein, ein kleiner, unschuldiger Veilchenstrauß hatte sie verraten! Was nun?

Einen Augenblick dachte sie daran, sich im Ausland eine Stelle als Erzieherin zu suchen. Aber das war Unsinn. Sie hatte keine Zeugnisse, und überdies würde ihr Vater nie seine Einwilligung dazu geben. Er würde sie ganz einfach heimholen.

Ein melancholisches Lächeln huschte um ihren Mund. Das Wort der Schrift fiel ihr ein, welches besagt, daß das Weib Vater und Mutter verlassen solle, um dem Manne seiner Wahl zu folgen. Sie war dazu bereit. Seitdem man so rauh in ihr junges Liebesleben eingegriffen, hatte das elterliche Heim alle Traulichkeit für sie verloren. Eine Liebe, die für ein ganzes Menschenalter reichen mußte, durfte die so schwach sein, daß sie bei dem ersten Hindernis, das sich ihr entgegenstellte, die Flucht ergriff?

Nein, sie hatten kein Recht, ihn ihr zu wehren.

Sie läutete dem Mädchen, befahl ihm, ihren Koffer zu bringen, und begann dann zu packen. Morgen früh wollte sie fort.

* * *

In Hut und Reisemantel erschien Hilde am nächsten Morgen im Wohnzimmer. Tante Lina wollte ihr Tee einschenken, doch sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe dein Vertrauen getäuscht und verdiene deine Fürsorge nicht. Nimm meinen Dank und laß mich gehen."

Frau Berkow legte ihr die Hand auf die Schulter. „Sei vernünftig, Hilde, und fahre heim!"

„Nein."

„Aber ich kann dich doch nicht so ohne weiteres fortlassen!"

Hilde lächelte. „Sei unbesorgt, Tante. Ich habe Herrn Albrecht in ein Café bestellt und werde mich mit ihm besprechen. Dann gebe ich dir sofort von meinen weiteren Plänen Nachricht. Eine Verantwortung trifft dich nicht. Du weißt nichts, hast nie etwas gewußt." Sie strich sich über die Stirn und blickte sinnend ins Weite. „Sie haben mir grundlos das Herz zerrissen. Mögen sie tragen, was nun kommt."

„Wenn Herr Albrecht ein Ehrenmann ist, wird er dir denselben Rat geben wie ich."

„Er wird es nicht, denn er weiß, daß ich ihm dann ewig verloren wäre. — Leb wohl, Tante, und sorge dich nicht um mich. Ich werde den rechten Weg finden."

„Wenn du Geld brauchst, Hilde —"

„Nein, Tante. Nur das eine versprich mir, daß du Papa nichts verraten willst. Ich werde meine Sache selbst ordnen — und zum Guten, hoffe ich. Leb wohl!"

Eine Viertelstunde später saß sie in dem kleinen Kaffeehaus, wohin sie Albrecht telegraphisch gebeten hatte.

Ein Blick in ihr Gesicht sagte ihm alles, als er eintrat.

„Verraten?" fragte er.

Sie nickte. „Ich bin hier, um dich zu fragen, was nun werden soll. Tante Berkow will mich unter diesen Umständen nicht länger behalten, und darin muß ich

ihr recht geben. Nach Hause aber kann ich nicht, außer du selbst —“

Er preßte krampfhaft ihre Hand. „Das wäre das Ende!“ Wie ein Schrei rang es sich von seinen Lippen. Er behielt ihre Hand in der seinen und sah ihr tief in die Augen. „Es gibt zwei Wege für uns,“ sagte er langsam. „Der eine führt ins Dunkel und ist kurz und schmerzlos. Der andere ist lang und vielleicht auch dornenvoll, aber er führt in strahlendes Licht. Weißt du, was ich meine?“

Sie nickte erschauernd. „Das erste ist der Tod, und das zweite —“

„Die Flucht — ja. Drüben über dem großen Wasser hat noch jeder sein Ziel gefunden. Wenn auch dein Vater mich mißachtet, so ist doch Kraft genug in mir für dich und mich. Und je härter die Arbeit, desto süßer der Lohn. Wir lachen über die Wunden, die der Tag uns geschlagen, und sind glücklich im Bewußtsein unlösbarer Zusammengehörigkeit. — Hast du Mut?“

Ein Zittern lief durch ihren Leib. Die Pietät, die sie vor ihren Eltern empfand, legte sich wie ein schwarzer Schleier über ihr heißes Fühlen. Wenn sie tat, was Albrecht verlangte, entfernte sie sich weitab von dem streng vorgezeichneten Weg der Sitte, den Mädchen ihres Standes zu gehen gewohnt waren. Der grausame Schmerz, den sie den Ihrigen bereitete, fiel als grelles Streiflicht in ihre Seele. Aber waren nicht auch sie grausam, unerbittlich grausam gewesen? Der Mann, den sie liebte, war frei von jedem entehrenden Makel. Sie hatten kein Recht, um gesellschaftlicher Vorurteile willen ihr Lebensglück zu zerstören.

„Nun?“ fragte er angstvoll.

Sie hob mit einer raschen Bewegung den Kopf. „Ich nehme deinen Vorschlag an. Aber ich möchte

nicht von den Meinigen gehen ohne einen letzten Versuch zur Aussöhnung. Sie sollen selbst darüber entscheiden, was ihnen mehr gilt: die Aufrechterhaltung ihres Vorurteiles oder der Verlust ihres Kindes."

* * *

Oberst v. Kahlenberg war soeben vom Vormittagsdienst heimgekommen. Wie immer ging er zuerst in die Küche, um seine am häuslichen Herde schaffende Gattin zu begrüßen. Doch sie war nicht da.

Mit einem Briefe in der Hand fand er sie im Wohnzimmer sitzen. Ihr totenblasses, tränenfeuchtes Gesicht verkündete nichts Gutes.

„Was ist?"

Er wollte ihr den Brief abnehmen, doch sie hielt ihn krampfhaft fest.

„Komm erst zu Tisch," sagte sie aufstehend. „Du kannst den Brief nachher lesen."

„Von wem ist er?"

„Von unserem Kinde."

„Wie du das sagst! Hilde ist doch nicht krank?"

„Nein, es ist etwas anderes. Aber iß erst! Du wirst —"

Ohne den Satz zu vollenden, hob sie den Deckel von der Suppenschüssel und füllte ihm den Teller.

Der Oberst setzte sich widerwillig.

„Aufrichtig gesagt, ist mir der Appetit schon vergangen," sagte er verdrießlich. „Was ist denn wieder los? Hilde hat doch nicht etwa einen dummen Streich gemacht?"

Sie schaute ihn scharf an. „Wir beide haben einen dummen Streich gemacht."

„Wir? — Was heißt das?"

„Iß zuerst!"

„Du bist unheimlich, Gertrud!“

Um ihr den Willen zu tun, aß er ein paar Bissen, schob aber dann seinen Teller unwirsch zur Seite.

„Einer so unheilverkündenden Miene gegenüber hält auch der stärkste Appetit nicht stand. Sprich! Was ist geschehen?“

Sie reichte ihm den Brief, der noch in dem Umschlag steckte. „Noch ist nichts geschehen, Ernst, aber es wird etwas geschehen, wenn du nicht nachgibst. Du wirst dich rasch entscheiden müssen. Die Antwort drängt.“

Er sah nach dem Aufgabestempel des Briefes und zuckte zusammen. „Von Hamburg? Du sagtest doch —“

„Lies!“

Mit abgewandtem Gesicht erwartete sie den Ausbruch, der folgen würde.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Mit einem Wutschrei schleuderte der Oberst den Brief zur Erde.

„Aber das ist ja unerhört! So weit also hat das Mädel sich vergessen — mein Kind, meine Tochter! Und nun droht sie mir gar mit Durchgehen. Wenn sie aber glaubt, daß sofort der elterliche Segen eintreffen wird, täuscht sie sich gewaltig. Jetzt sofort setze ich mich auf die Bahn und hole sie heim. Und der saubere Kumpan soll sich auf etwas gefaßt machen! Einsperren lasse ich ihn — jawohl, einsperren, diesen —“

Der Atem versagte ihm. Keuchend stand er still und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Meinen Koffer!“ sagte er. „Aber schnell!“

Seine Frau sah ihn seltsam an. „Ich verstehe dich nicht, Ernst. Hast du denn nicht gelesen, was Hilde schreibt? Wenn das Telegramm bis morgen früh nicht in ihren Händen ist, fahren sie mit dem Dampfer ab.“

„Hilde wird das niemals tun!“

„Ich weiß, daß sie es tun wird.“

„So? Woher weißt du das so bestimmt?“

Sie tat einen Schritt auf ihn zu. „Weil ich an Hildes Stelle ebenso handeln würde,“ sagte sie.

„Gertrud!“ Der Oberst faßte sie am Arm, als fürchte er, daß sie plötzlich den Verstand verloren habe.

Doch sie lächelte. „Darf ich dir eine Geschichte erzählen?“ fragte sie mit bebenden Lippen.

„Eine Geschichte? Jetzt?“

„Sie wird kurz sein. Wenn du sie gehört, wirst du vielleicht anders urteilen. Ich habe einmal einen jungen Offizier gekannt, der sich glühend in ein Mädchen aus einfacher Familie verliebt hatte. Es fehlte, wie so oft, an der nötigen Kaution. Aber selbst wenn diese vorhanden gewesen wäre, hätten die Eltern die Verbindung nicht gerne gesehen, denn sie fürchteten, daß ihr schlicht erzogenes Kind an der Seite des verwöhnten, heißblütigen Offiziers nicht glücklich werden könne. Da beschloß der junge Mann, den bunten Rock auszuziehen und als kleiner Beamter eine neue Laufbahn zu beginnen, und als sich die Eltern auch diesem Plan widersetzten, beabsichtigten sie die gemeinsame Flucht. Arm, nur auf die Übermacht ihrer Liebe bauend, griffen sie in ihrer Verzweiflung nach dem einzigen noch möglichen Mittel zur Vereinigung. Die Ausführung der Tat blieb ihnen erspart. Eine Verwandte gab die Kaution, das junge Mädchen wurde eine glückliche Frau und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Und nun kommt ihr einziges Kind und fleht aus tiefstem Herzensgrunde um die Erfüllung seines Wunsches nach einem stillen, bescheidenen Glück. Der Vater aber stößt es zurück. Das ist ja eben das Tragische im Leben, daß man in dem Augenblick, da man sie überwunden

hat, die Jugend nicht mehr begreift. Muß ich dir erst noch sagen, wer jene beiden jungen Menschen —"

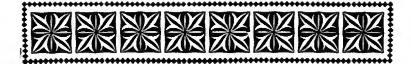
Sie hielt inne. Der Oberst hatte sich schwer auf den Tisch gestützt. Sie sah, wie seine geballte Faust zitterte, wie seine breite Brust in furchtbarer seelischer Erschütterung sich hob und senkte.

Da legte sie ihm beide Arme um den Nacken. „Ernst, jede Minute ist kostbar! Was darf ich antworten?"

Mit einem leidenschaftlichen Aufschluchzen zog er sie an sich.

„Sie sollen kommen — beide!"





Die hölzerne Waschfrau.

Von Eva Saldern.

Mit 8 Bildern. ✦ (Nachdruck verboten.)

Die gewaltigen Fortschritte der modernen Technik, die durch den Bau sinnreicher Arbeitsmaschinen der Industrie zu so hohem Aufschwunge verholfen haben, sind auch an den kleinen Bedürfnissen des täglichen Lebens nicht achtlos vorübergegangen. Die Zeiten, da alle häuslichen Verrichtungen lediglich der Handfertigkeit der Hausfrau oder der Dienstboten überlassen waren, sind längst vorüber.

Eine Unzahl einfacher wie komplizierter Maschinen ist zur Erleichterung der täglichen Arbeit in Küche und Haus ersonnen worden. Unsere beneidenswerten Köchinnen haben nicht mehr nötig, sich beim Kartoffelschälen die Finger zu beschmutzen, sie bedienen sich mechanischer Vorrichtungen zum Putzen der Messer, zum Zerkleinern von Fleisch und Gemüse, zum Drehen des Bratspießes, ja selbst zum Reinigen der Teppiche und Möbel.

In einem Haushalt, der sich alle Errungenschaften der Neuzeit nutzbar zu machen weiß, kann die mechanische Arbeitsleistung der Dienstboten in der Tat auf die Hälfte des früher geforderten Maßes herabgesetzt werden, und namentlich die gröberen Hantierungen lassen sich heute bereits zum großen Teil mit Hilfe leicht zu handhabender Maschinen auf die denkbar bequemste Weise verrichten.

Eine der mühevollsten und zeitraubendsten Arbeiten in jedem gewissenhaft besorgten Hauswesen ist ohne Zweifel die Reinigung der Wäsche. Sie bildet allerorten die beständige Sorge der Hausfrau und den Schrecken der Dienstboten. Auch für das männliche



Die Waschmaschine.

Haupt der Familie hat das Wörtlein „große Wäsche" zumeist einen wenig lieblichen Klang. Denn es erweckt allerlei unerfreuliche Vorstellungen von verdrießlichen Gesichtern, eilig zubereiteten Mahlzeiten und sonstigen Störungen des gewohnten häuslichen Behagens.

Wenn irgendwo ein hilfreiches Eingreifen des erfinderischen Menschengeistes am Platze war, so war es auf diesem Gebiete der hauswirtschaftlichen Tätigkeit. Die aufgesprungenen Hände, die wundgeriebenen Knöchel, die rheumatischen Leiden der berufs-

mäßigen wie der nichtberufsmäßigen Wäscherinnen schrieen gleichsam zum Himmel. Und da sich eine rechte Hausmutter immer nur sehr schweren Herzens entschließt, die Wäsche, die oft ihren kostbarsten Schatz darstellt, außerhalb der eigenen vier Wände der Willkür fremder Hände und der Einwirkung bedenklicher Chemikalien zu überlassen, so konnte eine wirkliche Erleichterung der immer wiederkehrenden Arbeit von vornherein der freudigsten Aufnahme sicher sein.



Das Innere der Trommel.

Heute wird eine Wasch- und Wringmaschine wohl in jedem besseren Haushalt bereits zu den unentbehrlichen Geräten gerechnet, und die nützlichen kleinen Apparate werden in den verschiedensten Konstruktionen auf den Markt gebracht.

An eine verkleinerte und vereinfachte Wiederholung der großen Dampfwaschapparate, wie sie in den Großbetrieben der Wäschereibranche gebraucht werden, ist dabei natürlich nicht zu denken, denn sie setzen das Vorhandensein mechanischer Kräfte voraus, die im Durchschnittshaushalt nicht zur Verfügung stehen. Aber es geht auch ohne Zentrifugaldruckpumpe und Dampfmaschine, und je einfacher die für den häuslichen Klein-


Das Einlegen der Wäsche.

bedarf verwendete Waschmaschine konstruiert ist, desto wärmer kann sie empfohlen werden. Denn wenn auch eine gründliche Reinigung der Wäsche der Hauptzweck des Verfahrens sein muß, so darf doch ihre größtmögliche Schonung dabei nicht außer acht gelassen werden, und eine sorgsame Familienmutter würde die hier erwähnten Geräte sicherlich nicht lange in ihrer Küche dulden, wenn sie wahrnehmen müßte, daß ihr Gebrauch die Lebensdauer ihrer Tischtücher, Laken und Servietten um ein erhebliches verkürzt.

So möchten wir unseren Leserinnen guten Gewissens nur solche Modelle empfehlen, die wie das hier abgebildete und von der Firma Bizet in Paris, Rue


Eingießen der Seifenflüssigkeit.

Fabert 50, hergestellte den Waschprozeß auf die einfachste Weise und ohne Zuhilfenahme komplizierter mechanischer Verrichtungen bewirken. Ganz so schnell wie in einer von zahllosen feinen Druckstrahlen durchströmten Dampfwaschtrommel geht es vielleicht nicht, und die körperliche Tätigkeit der Wäscherin wird auch nicht ganz ausgeschaltet, aber sie ist zu einer so leichten



Der Waschprozeß durch Drehung der Kurbel.

geworden, und die Zeitersparnis bleibt immerhin eine so beträchtliche, daß der geringe Anschaffungspreis der Maschine sich bald genug als eine äußerst vorteilhafte Kapitalanlage erweist.

Über den Bau dieses praktischen Apparates, über seine Handhabung und die Art seiner Tätigkeit ist eigentlich nur wenig zu sagen. Die beigegebenen Abbildungen veranschaulichen ja dies alles mit unzweideutigster Klarheit. Die auf einem sehr festen, hölzernen

Gestell ruhende Waschtrommel ist aus bestem Hartholz hergestellt und mit Kautschuk derart abgedichtet, daß auch nach längerem Gebrauch jede Wasserdurchlässigkeit ausgeschlossen bleibt. Metallteile, die mit der Wäsche in Berührung kommen könnten, sind nicht vorhanden. Eine Anzahl von Leisten und Unebenheiten im Innern der Trommel dient dem Zweck des Durcheinanderwerfens der Wäsche in der Seifenflüssigkeit, sobald die Trommel durch Drehung der Kurbel in rotierende Bewegung versetzt worden ist.



Das Spülen mit Hilfe der Wasserleitung.

Das sonst übliche Bürsten oder Reiben mit den Fingerknöcheln ist damit durch ein ungleich besseres Verfahren ersetzt, denn es liegt auf der Hand, daß die Wäschefaser bei diesem mäßigen Durcheinanderschleudern viel weniger leidet, während der Zweck der Reinigung mindestens ebenso vollkommen erreicht wird.

Der obere Teil der Trommel wird durch einen beweglichen, mit vier Schrauben zu befestigenden hölzernen Deckel gebildet. Man entfernt diesen, nachdem man die Trommel mit Hilfe eines Hakens an einem der Gestellfüße befestigt und dadurch unbeweglich gemacht hat. Dann wird die Wäsche eingelegt und mit der in der üblichen Weise hergestellten



Herausziehen des Zapfens zum Ablassen des Wassers.

heißen Seifenflüssigkeit übergossen. Man rechnet dreißig Liter Wasser auf zwanzig Kilogramm Wäsche, und es ist sehr zu empfehlen, mit dem Gebrauch der



Das Auswringen der fertigen Wäsche.

neuerdings so massenhaft auftauchenden und mit vollen Backen angepriesenen Schnellwaschmittel recht vorsichtig zu sein. Eine gute Seife, der alle ätzenden

Beimischungen fehlen, wird wohl auch in Zukunft in der Regel das beste und zweckmäßigste Waschmittel bleiben.

Nach sorgfältigem Verschluß der Trommel durch den Deckel und nach Lösung des Sperrhakens wird der Apparat durch langsame Drehung der Kurbel in Bewegung gesetzt. Ein allzu beschleunigtes Tempo ist nicht nur überflüssig, sondern sogar vom Übel. Man kann ganz gemächlich und ohne alle Anstrengung verfahren. Zehn Minuten werden in den meisten Fällen vollkommen ausreichen, die gewünschte Reinigung der Wäsche zu bewirken. Wo eine Wasserleitung zur Verfügung steht, besorgt man das Spülen des Trommelinhalts am einfachsten mit Hilfe eines an dem Leitungshahn befestigten Gummischlauches in der auf unserem Bilde Seite 190 veranschaulichten Weise. Auch das Ablassen des Wassers vollzieht sich ohne alle Schwierigkeiten. Nachdem man ein genügend großes Gefäß unter das Gestell gebracht hat, zieht man einen am unteren Teil der Trommel befindlichen Zapfen heraus, worauf die Flüssigkeit bis auf den letzten Tropfen ausströmt.

Um die überflüssige Feuchtigkeit aus der gereinigten Wäsche zu entfernen und sie für den eigentlichen Trockenprozeß vorzubereiten, befestigt man an der Trommel eine der für diesen Zweck eingerichteten Wringmaschinen, die im wesentlichen aus zwei festen und doch hinreichend elastischen Kautschukwalzen bestehen. Die einzelnen Wäschestücke werden durch einfache Kurbeldrehung zwischen diesen Walzen hindurchgetrieben, und die Anordnung ist eine derartige, daß sowohl dünne wie dicke Stücke demselben gleichmäßigen Druck ausgesetzt werden, ohne irgendwie Schaden zu leiden.



Jüdische Kolonisten in Syrien und Ägypten.

Von W. Helmuth.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

In der Mehrzahl der modernen Kulturstaaten hat eine fortschreitende Gesittung mit den Vorurteilen und Ungerechtigkeiten aufgeräumt, unter denen die jüdische Bevölkerung viele Jahrhunderte hindurch so schwer zu leiden hatte. Auf immer vorüber sind für die meisten Länder Europas jedenfalls jene dunklen Zeiten, da man die Israeliten als eine Menschengattung von geringerem Werte ansah, da man sie von jeder Beteiligung am öffentlichen Leben ausschloß, sie in engumgrenzte Wohnbezirke bannte und überdies immer bereit war, sie für jedes allgemeine Unglück verantwortlich und mit Gut und Leben haftbar zu machen.

Je früher sie in einem Lande zu voller Bewegungsfreiheit und staatsbürgerlicher Gleichberechtigung gelangte, desto schneller und vollständiger hat sich die jüdische Bevölkerung natürlich auch den Verhältnissen anzupassen und sich von jenen Eigenheiten freizumachen gewußt, die sich als notwendige Folge der langen Unterdrückung herausgebildet hatten. Das beste Beispiel dafür ist heute wohl England, wo sich das israelitische Element im Staatsdienst, in der Selbstverwaltung, in Kunst, Wissenschaft und Handel als ein Faktor von hohem nationalem Werte erwiesen hat. Da man in

England gesellschaftliche Vorurteile gegen den jüdischen Mitbürger nicht kennt, ist es leicht begreiflich, daß man sie bei anderen auf das entschiedenste mißbilligt und dem um seiner Rasse willen unterdrückten oder verfolgten Israeliten die wärmste Teilnahme zuwendet.



Araber von Rapha.

Zu einer praktischen Betätigung dieser Teilnahme aber haben die Judenverfolgungen in Rußland während der letzten Jahrzehnte wiederholt gegründeten Anlaß gegeben. Denn im Zarenreiche nimmt der jüdische Untertan noch heute die Ausnahmestellung ein, die ihm früher allerorten zugewiesen war, und für den auf niedrigster Kulturstufe stehenden Teil der Bevölkerung

ist er hier noch immer ein Gegenstand stillen oder offen kundgegebenen Hasses.

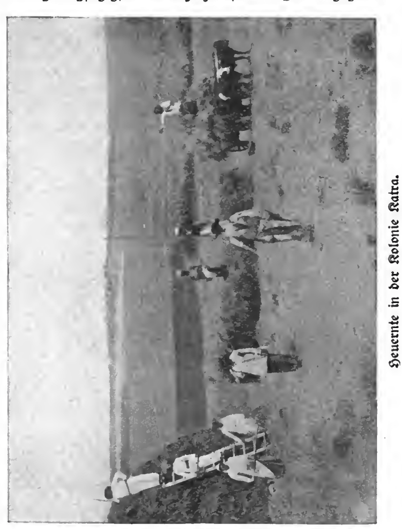
Die Ursache ist freilich nicht so sehr in religiösem Fanatismus als in wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Der auf den Dörfern und in den kleinen Städten



Jüdischer Winzer aus der Kolonie Petach Tikwah.

des inneren Rußland lebende Jude ist nie etwas anderes als Handelsmann, Hausierer, Geldverleiher oder Schenkwirt, und in jeder dieser Eigenschaften wird er — oft genug zur Entschuldigung des eigenen Leichtsinns — von dem russischen Bauern und Kleinbürger als Ausbeuter betrachtet. Kein Wunder also, wenn sich die stets vor-

handene Neigung zu brutalen Gewalttätigkeiten bei dem geringfügigsten Anlaß zuerst den Juden gegen-



Heuernte in der Kolonie Katra.

über äußert, und wenn sich immer wieder so abscheuliche Vorgänge ereignen können, wie sie in den letzten fünfzehn Jahren wiederholt die Entrüstung der ganzen gesitteten Welt erregt haben.

Nicht nur bei den unter glücklicheren Verhältnissen lebenden Stammesgenossen der Verfolgten und Gepeinigten, sondern auch bei andersgläubigen Menschenfreunden mußte angesichts jener Greuel das Verlangen erwachen, den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Selbstverständlich aber konnte diese Hilfe nicht anders gewährt werden als dadurch, daß man ihnen die Auswanderung aus Rußland ermöglichte oder erleichterte, und die Frage, was man mit den Massen dieser Ausgewanderten beginnen sollte, bedeutete eine nicht geringe Verlegenheit für die Helfer. Denn so, wie sie unter dem Druck der Verhältnisse nun einmal geworden waren, bildeten diese russischen Juden eine Menschenklasse, für die sich in den modernen europäischen Kulturstaaten nur schwer ein passendes Unterkommen und eine ihr zum Gedeihen gereichende Verwendung finden ließen.

Es blieb also keine andere Möglichkeit als der Versuch, ihnen eine neue Heimat in Gegenden zu schaffen, wo sie ganz auf sich selbst und auf die in ihnen schlummernden Kräfte angewiesen waren. Schließlich gehörten doch auch alle diese Handelsleute, Schenkwirte und Hausierer einem Volke an, das ehedem ein Ackerbau und Handwerke treibendes gewesen war. Man hatte ihnen jahrhundertelang die Möglichkeit genommen, sich nach der Art ihrer Vorfahren zu betätigen; nun mochten sie den Beweis liefern, daß ihnen die Fähigkeit dazu noch nicht verloren gegangen war.

Eine in England zu diesem Zweck gebildete Gesellschaft für jüdische Kolonisation, der Geldmittel genug zur Verfügung standen, um ihr menschenfreundliches Unternehmen im größten Stile durchzuführen, machte zunächst einen Versuch mit der Ansiedlung russischer Auswanderer in Syrien, und sie hatte die Genugtuung eines über alle Erwartung günstigen Erfolges. Die

bemerkenswerteste dieser Kolonien ist Rischon le Zion in der Nähe von Jaffa. Die Weingärten sind mit $1^1/_2$ Million Weinstöcken bestanden. Außerdem hat man für die Seidenraupenzucht 20 000 Maulbeerbäume angepflanzt.



Weinlese in der Kolonie Rischon le Zion.

Als es sich dann etliche Jahre später wieder darum handelte, einen Strom russischer Emigranten irgendwohin zu leiten, wo sich den armen Gehetzten gegründete Aussicht auf ein friedliches Leben ruhiger Arbeit bot, richtete man sein Augenmerk auf das Land der Pharaonen, das ihnen in grauer Vorzeit schon einmal eine, wenn auch ungastliche, Heimat gewesen war.



Jüdische Schule und Er



:hungsanstalt in Jaffa.

Die genannte britische Gesellschaft erwarb von den arabischen Besitzern die im nördlichen Ägypten gelegene ausgedehnte Landschaft Rapha, die freilich in der Hauptsache nicht viel mehr war als eine Wüste, die aber bei günstigsten klimatischen Verhältnissen für arbeitsame Ansiedler sehr wohl eine Quelle späteren Wohlstandes werden konnte, wenn man es an der nötigen Unterstützung bei den schwierigen Anfängen nicht fehlen ließ. Daß diese in ausgiebigstem Maße gewährt wurde, war bei der Natur und dem Zweck des Unternehmens selbstverständlich, und so entstand eine Anzahl jüdischer Kolonien, von denen Petach Tikwah und Katra als die bedeutendsten hier genannt sein mögen. Die Erwartungen, die man auf die Ertragsfähigkeit des zweckmäßig bearbeiteten Bodens gesetzt hatte, erwiesen sich als berechtigt, und neben der mit gutem Erfolge betriebenen Viehzucht ergab namentlich der Weinbau bald sehr befriedigende Resultate.

Die Anpassung der Kolonisten an die neuartige und ganz ungewohnte Beschäftigung aber war geradezu erstaunlich. Die Leute, die in Rußland kaum jemals harte körperliche Arbeit verrichtet hatten, zeigten sich mit verschwindend wenigen Ausnahmen von zäher Ausdauer und unermüdlichem Fleiß. Und nicht nur die Berichte der Besucher, sondern auch die von uns wiedergegebenen photographischen Aufnahmen liefern den Beweis, daß man für die Aufbesserung der unter den bisherigen Lebensverhältnissen stark degenerierten Rasse das denkbar Beste getan hat, indem man die Hausierer und Schenkwirte zu Ackerbauern machte. In den kräftigen, frischen, sonnengebräunten Männern und Frauen der syrischen wie ägyptischen Siedlungen, von denen die letzteren unter englische Oberhoheit gestellt sind, würde sicherlich niemand die bleichen, hageren und

gebeugten Gestalten wiedererkennen, denen er in den Judenvierteln russischer Städte begegnet ist.

Befremdlich genug freilich mögen den Reisenden auf den ersten Blick die bei der Heuernte oder der Wein-



Blick in die Weinkellereien der Kolonie Rischon le Zion.

lese beschäftigten jüdischen Jünglinge und Mädchen anmuten, und wie ein lebendig gewordenes Bild aus dem Alten Testament mag es ihm erscheinen, wenn er einen an Abraham oder Jakob erinnernden Patriarchen mit scharfgeschnittenem Gesicht und langwallendem weißen Bart die Feldarbeit seiner Söhne, Töchter und Knechte überwachen sieht. Der Eindruck, den er von solchen Szenen mit sich hinwegnimmt, aber

ist doch jedenfalls der, daß auch die Überzeugung von der Untüchtigkeit der Juden zu angestrengter körperlicher Arbeit nichts weiter gewesen ist als eines von den falschen Vorurteilen, die man seit Jahrhunderten gegen die Israeliten gehegt.

Daran, daß sich die jüdischen Siedlungen in Syrien und Ägypten auch weiter in der vorteilhaftesten Weise entwickeln werden, ist nicht zu zweifeln. Aber es muß freilich immer wieder hervorgehoben werden, daß ungeheure Aufwendungen nötig waren, um die Grundlage für diese Entwicklung zu schaffen. Selbst die reichen Geldmittel der obenerwähnten Gesellschaft würden dazu kaum ausgereicht haben, wenn nicht begüterte Israeliten ihren Überfluß mit fürstlicher Freigebigkeit dem guten Zweck nutzbar gemacht hätten. Die Spender großer Geldsummen hatten dabei meist den Wunsch, ungenannt zu bleiben; einige der Förderung des Kolonisationswerkes gewidmete Schöpfungen aber, die von einzelnen ins Leben gerufen wurden, sind doch mit dem Namen ihrer Urheber verknüpft geblieben, so die von Herrn Moser, dem Lord Mayor von Bradford, erbaute jüdische Schule in Jaffa in Syrien, in der die Kinder jüdischer Ansiedler unterrichtet und erzogen werden sollen, und die großartigen Weinkellereien der Kolonie Rischon le Zion, die Baron Edmund v. Rothschild auf seine Kosten herstellen ließ.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Träume treffen immer ein. — Die weiblichen Insassen des Arbeitshauses zu M. saßen beim Mittagessen. Die beaufsichtigende Beamtin war noch nicht zugegen, die Zungen, die so oft im Zaum gehaltenen, waren daher in eifriger Tätigkeit.

„Nu guckt nur die Probsten an, was die wieder für rote Backen hat!"

Auf diese allgemein interessierende Mitteilung der Tischlergesellenehefrau Schreier richteten sich die Blicke der anderen Insassinnen sofort auf die Bezeichnete, die oben an dem sauber gescheuerten Tische saß.

„Wie ein Paar Weihnachtsäpfel sind ihre Backen!" sagte eine.

„Die schminkt sich!" wisperte ihre Nachbarin.

„Wo soll sie denn die Schminke herkriegen — hier im Kittchen?" fragte nun die Schreier, und niemand konnte diese Frage beantworten.

Die gefangenen Frauen — natürlich saßen sie alle unschuldig hier, wenn man ihren äußerst glaubwürdigen Reden traute — hatten sich schon öfters den Kopf zerbrochen, wie es die Probsten möglich machte, mit so schönen roten Backen zu erscheinen.

„Ich habe halt nun einmal rote Backen!" rief die Probsten beleidigt und stolz zugleich.

„Es ist eine ganz verlogene Person!" flüsterte die Taglöhnersfrau Lippe. „Heute nacht habe ich geträumt, daß die Probsten eingebrochen hat."

„Träume treffen immer ein," bemerkte die ältliche Näherin Käswurm.

„Alle doch nicht," meinte eine andere.

Die Käswurm rümpfte ihre Nase und sagte: „Da will ich euch gleich einmal was erzählen. Meine Großmutter träumte einmal, sie hätte das Bein gebrochen und da —"

„Und da?" fragten zwei der Frauen.

„Und da," fuhr die Käswurm triumphierend fort, „zerbrach sie an demselben Tage die Suppenschüssel. Na also!"

„Du bist wohl 'n bißchen übergeschnappt?" bemerkte die boshafte Lippe.

Die Krusete aber erklärte: „Ja, Träume treffen immer ein! Ich träumte einmal, ich hätte in der Lotterie das große Los gewonnen, und dann habe ich auch einen Gewinn von hunderttausend Mark gemacht."

Die Weiber kicherten. „Hast du die denn noch?"

„Nein, leider nicht," log die Krusete weiter. „Mein früherer Bräutigam, der Baron, hat sie verwichst."

Ein lautes Gelächter der Gefangenen folgte diesen Worten der Aufschneiderin.

„Ach — ach!" seufzte nur die Minka.

„Sag einmal, Minka, was hast du eigentlich heute?" fragte eine äußerst gutmütige Frau, die wegen Wäschediebstahls saß, aber schon in den nächsten Tagen entlassen werden sollte.

„Ach ja, ich hab' auch einen Traum gehabt die Nacht — nee, 's ist zu schrecklich!"

Als alle neugierig auf sie einsprachen, erzählte sie endlich: „Ich träumte — ach ja, ich kann's gar nicht sagen — ich träumte, mir wäre mein Sparkassenbuch gemaust worden."

„Wo warst du denn im Traum?" fragte die Gutmütige.

„Na, zu Hause," erwiderte die Minka. „Wie ich hinter den Spiegel fasse, da grapsch ich und grapsch ich, aber — kein Sparkassenbuch war da."

„So 'ne Dummheit!" ereiferte sich die Lippe. „Wer steckt denn auch das Sparkassenbuch hinter den Spiegel?"

„Irgendwo muß sie es doch verstecken!" begütigte sanft die Wäschediebin. „Wieviel Geld stand denn drin?"

„Hundertdreißig Mark."

„Hast du dir denn nicht die Nummer des Buchs gemerkt, daß du es bei der Sparkasse sperren lassen kannst?"

„Nee, die Nummer weiß ich nicht!“ seufzte die Minka.

Man äußerte noch dies und das, und die Krusete schnitt auf, sie habe auch ein Sparkassenbuch gehabt mit dreißigtausend Mark.

Schließlich sagte die Schreier: „Na, übrigens war's ja nur ein Traum!“

Sofort ging es wieder los mit den Träumen und ihrer Erfüllung, bis die Beamtin, die zur Arbeit abrief, das Gespräch beendete.

Das kleine Vorkommnis wurde nicht weiter erwähnt. Nur die Bestohlene, nämlich im Traume Bestohlene, dachte noch manchmal im stillen daran.

Und als die Minka dann nach drei Wochen ihre Strafe abgesessen hatte, da fiel es ihr auf dem Heimwege in ihr Dörfchen auch wieder auf die Seele.

Zu Hause wurde sie, da ihr Mann auf dem Felde arbeitete, von ihren drei Kindern stürmisch begrüßt.

Kaum aber hatte sie die Kinder der Reihe nach abgeküßt, sagte sie: „Na, nun geht einmal weiter!“

Die Kinder wunderten sich, gingen aber gehorsam aus der Stube.

Sofort eilte die Minka an den Wandspiegel, hob ihn etwas in die Höhe, so daß sie mit der Hand dahinter langen konnte, und grapschte und grapschte.

Aber — siedendheiß und eiskalt ging es ihr durch die Glieder — das Sparkassenbuch war verschwunden.

Die weinende Frau rief ihre Kinder wieder herein. „Ist jemand dagewesen und hat hinter den Spiegel gefaßt?“ fragte sie.

Aber keines von den Kindern wußte etwas. Sehr geistreich waren sie ja überhaupt nicht, die Kleinen, deren Ältestes acht Jahre alt war.

Den Vater, der vom Felde kam, begrüßte die Minka heulend. Auch er wußte nichts davon, daß jemand das Sparkassenbuch genommen hätte, aber er meldete den Fall bei der Gendarmerie.

Der Gendarm wußte sich auch keinen Rat.

Nun mußte Frau Minka vor dem Untersuchungsrichter erscheinen. Der Herr Assessor, der sie vernahm, fragte: „Sagen

Sie mal, wußte denn außer Ihnen sonst noch jemand von dem Versteck?"

Die Minka versicherte nun hoch und teuer, es habe niemand davon gewußt, aber so viel wurde festgestellt, daß das Sparkassenguthaben am 6. September erhoben worden war.

Laut heulend kehrte die Minka heim.

Da ging gerade der Bauer Bunke vorüber, der natürlich, wie jeder andere im Dorfe, von dem verschwundenen Sparkassenbuch und dem Traum der Minka gehört hatte. „Hört einmal, Minka," sagte er, „wer hat denn eigentlich gewußt, daß das Buch hinter dem Spiegel steckte?"

„Das hat niemand gewußt," wimmerte die Minka.

„Denkt einmal nach!" fuhr Bunke fort. „Habt Ihr denn auch von dem Traume niemand etwas erzählt?"

Die Minka dachte nach. Endlich fiel ihr etwas ein. „Ja, ja," sagte sie errötend, „wie ich drinnen war in der Stadt — na, Ihr wißt's ja, Bunke, wegen dem bißchen Mehl —"

„Na, seht Ihr," sagte jetzt Bunke, „da wird's eine genommen haben, die das von dem Traume gehört hat!"

Jetzt ging der guten Minka eine ganze Illumination auf.

„Da geht nur morgen wieder aufs Gericht und erzählt das!" rief Bunke und schritt davon.

Die Minka fragte nun ihre Kinder genau aus, ob nicht einmal eine Frau dagewesen wäre.

Die Älteste erinnerte sich endlich. „Ja, es war einmal eine da, die kam und fragte was. Wo du wärst, fragte sie. Und dann schenkte sie mir zwanzig Pfennig und sagte, ich sollte Zucker holen beim Kaufmann. Und da ging ich hin. Nachher war die Frau weg."

Die beiden Kleinen wußten nichts.

Das Gericht stellte nun baldigst fest, daß am Tage des Diebstahls die Taglöhnersfrau Lippe entlassen worden war. Sogleich wurde bei ihr Haussuchung gehalten und der größte Teil des Geldes richtig gefunden.

Die Minka tanzte vor Freude in der Stube herum, als ihr ein Gerichtsbote das Geld hinzählte. Auch den Rest bekam sie

später, da die Lippe ein Häuschen besaß, das noch nicht ganz zusammenfiel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Lippe war eben von der Strafkammer verurteilt worden, und zwar ziemlich „feste" trotz ihres geradezu herzzerbrechenden Schluchzens und Heulens. Doch wurde sie wegen ihrer Kinder nicht gleich dabehalten, und nun ging sie recht flotten Schritts die Treppe hinunter. Im Korridor wartete sie auf die Minka, die eben erfreut ihre Zeugengebühren eingestrichen hatte.

Sie bat die Verwunderte sanft um Verzeihung, dann aber kam sie mit einer brennenden Frage heraus: „Hör einmal, Minka, weißt du wirklich nicht, wo die Probsten ihre roten Backen hergehabt hat?"

Die Minka, gutmütig wie sie war, antwortete: „Bald, wie du weg warst, kam die Sache 'raus. Die Probsten mußte Hemden nähen, und da waren ein paar rote Fäden drin. Da zupfte sie immer heimlich welche 'raus und legte sie heimlich ins Wasser, und das schmierte sie sich auf die Backen."

Nun war die Lippe befriedigt. Ohne ein Wort drehte sie sich um und ging stolz davon.

Als die Minka in ihr Dörfchen zurückkehrte, traf sie zufällig auf eine Menschengruppe, bei der auch der Bauer Bunke war. „Na, Minka," sagte er, „nun habt Ihr ja Euer Geld wieder."

„Ich hab' es ja gesagt," erwiderte die Minka, „Träume treffen immer ein!"

„Na, Minka," sagte Bunke lächelnd, „wenn Ihr den Spitzbuben erzählt, wo was zu holen ist, dann holen sie es freilich!"

„Das ist Nebensache," sagte mit Festigkeit und Überzeugungstreue die wackere Frau. „Die Hauptsache ist: Träume treffen immer ein! Ihr seht's ja selber, Bunke, hier ist der Traum wieder einmal eingetroffen."

Die Umstehenden gaben ihr recht.

Mit Siegermiene schritt sie auf ihr Häuschen zu, Bunke aber blickte stumm zum Himmel empor. A. Thiele.

Verräter. — Der berühmteste Vertreter dieser allgemein verachteten Menschenklasse ist wohl der Grieche Ephialtes, der

die Perser über einen Gebirgspfad den bei Thermopylä stehenden Spartanern in den Rücken führte. In der christlichen Geschichte wiederum spielt Judas Ischariot, der den Herrn verriet, eine böse Rolle. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich auch in Deutschland viele Leute durch verräterische Handlungen zu einer gewissen traurigen Berühmtheit verholfen. Manche Städte tauften sogar zur abschreckenden Erinnerung an einen Verräter unter ihren Bürgern eine Straße „Verrätergasse".

So gibt es zum Beispiel in Görlitz eine solche, in der neben der Tür eines Hauses ein Stein in die Mauer eingelassen ist, der die eingemeißelten Buchstaben zeigt: D. V. R. T. = der verräterischen Rotte Tür. In diesem Hause hatte sich im Mai des Jahres 1512 eine Anzahl von Handwerksmeistern versammelt, die mit der neuen Steuerordnung des Magistrats nicht einverstanden waren und nun, nachdem sie alle gesetzlichen Mittel zur Abänderung jener Beschlüsse vergeblich versucht hatten, den Magistrat ermorden wollten. Dieser Plan wurde in der Nacht vom 12. zum 13. Mai des genannten Jahres mit allen Einzelheiten festgelegt. Danach wollten die Verschwörer noch in derselben Nacht pünktlich zwölf Uhr von verschiedenen Seiten in das Rathaus eindringen und die dort zu festlichem Gelage vereinten Magistratsmitglieder niederstoßen. Einen dieser Verräter packte aber noch in letzter Minute die Reue. Da es jedoch bereits kurz vor zwölf war und er nicht mehr Zeit gehabt hätte, die Ratsherren zu warnen, eilte er in die Klosterkirche, nach deren laut hallenden Schlägen sich die Verschwörer richten wollten, und schob den Zeiger zehn Minuten zurück. Dann eilte er in das Rathaus und teilte den Magistratsmitgliedern den geplanten Anschlag mit. Schleunigst wurde nun die Stadtwache herbeigeholt, und als die Handwerksmeister mit dem Glockenschlage zwölf in den Saal stürmten, nahm man sie sämtlich gefangen. Sie wurden noch in demselben Jahre nach kurzer Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilt und enthauptet.

Ein historisches Andenken an die Verräterei eines seiner Bürgermeister wird in Prenzlau auf dem Rathause aufbewahrt.

Es ist dies des Bürgermeisters Melchers abgehauene rechte Hand, mit der er der Stadt einst den Treueid geschworen hatte. Verlockt durch das Gold des Pommernherzogs, spielte er diesem die Stadt in die Hände. Aber die Prenzlauer vertrieben die Pommern wieder und hieben ihrem meineidigen Bürgermeister zuerst die Schwurhand und darauf den Kopf ab.

Ein eigenartiges Verräterdenkmal besitzt die Stadt Magdeburg. Am 21. Mai 1631 wurde Magdeburg bekanntlich von den Kaiserlichen unter Tilly zur Übergabe gezwungen. Die Magdeburger wußten, welches Schicksal ihrer harrte. Die Reichen hatten ihre Schätze längst vergraben, ihre Häuser verlassen und sich in ärmlicher Gewandung in den verfallensten Hütten einquartiert. Dort hofften sie vor den plündernden Soldaten am sichersten zu sein. Nur der Gerbermeister Meinardus, ein reicher Junggeselle, konnte sich von seinem am Breiten Wege gelegenen Hause nicht trennen. Er hatte sich in dem großen Kamin ein Versteck hergerichtet, das nicht so leicht aufzufinden war. Als nun die Kaiserlichen plündernd und mordend die Stadt überfluteten, zog er sich mit seinem Hunde, den er über alles liebte, in diesen Schlupfwinkel zurück. Der Hund aber, aufgeregt durch das Toben und Schreien der das Haus durchsuchenden Soldaten, begann laut zu bellen, bevor ihn noch sein Herr daran hindern konnte. So wurde Meinardus entdeckt. Durch unmenschliche Folterungen zwang man ihn dann, den Ort anzugeben, wo er sein Geld und seine Kostbarkeiten vergraben hatte. Der reiche Gerbermeister starb wenige Tage später infolge der Wunden, die ihm seine Peiniger beigebracht hatten. Sein Bruder aber, der später das Haus am Breiten Wege übernahm, ließ an der Hauswand eine Steinplatte anbringen, auf der das Bild eines Hundes und die Inschrift „Gedenke des 21. Mai 1631“ zu sehen war.

Daß auch Leute durch eine Verkettung merkwürdiger Umstände schuldlos zu Verrätern gestempelt werden können, daran erinnert wieder ein Grabstein, der etwa eine Meile von Kottbus auf Sielower Feldmark steht. Im Juni 1813 lagen in dem Dorfe Sielow nördlich von Kottbus einige Schwadronen französischer Chevaulegers, worunter sich auch viele Westfalen be-

fanden, die nur ungern und gezwungen gegen ihre deutschen Brüder kämpften. Sieben dieser Leute faßten den Entschluß, zu desertieren, da sie erfahren hatten, daß eine preußische Armee sechs Meilen östlich am Schwielochsee stehe. Bei einem Übungsritt nahmen sie die Gelegenheit wahr und flohen. Aber ihr Verhalten hatte schon vorher Verdacht erregt, und sie waren stets scharf beobachtet worden. Die Franzosen setzten sehr bald hinter ihnen her. Trotzdem wären die Westfalen wohl glücklich entkommen, wenn nicht ein Bauer namens Junow, der gerade vom Felde kam, den Verfolgern auf die Frage, ob er nicht sieben Reitern begegnet sei, die Auskunft erteilt hätte, die Gesuchten seien eben dort drüben am Schwielochsee dabei, ihre Pferde zu tränken. So geschah es, daß die Deserteure, die ihre ermatteten Pferde an einer versteckten Bucht des Sees etwas verschnaufen lassen wollten, kurz vor der preußischen Vorpostenlinie überrumpelt wurden. Fünf der Flüchtlinge hatten leichtsinnigerweise das Sattelzeug gelockert und fielen daher den Verfolgern, wenn auch nach heftiger Gegenwehr, in die Hände. Die beiden anderen, ein Unteroffizier und ein Hornist, entkamen mit knapper Not. Die fünf gefangenen Deserteure wurden nach Kottbus zurückgebracht und dort vom Standgericht zum Tode verurteilt. Umsonst versuchte die Kottbuser Bürgerschaft alles mögliche, um eine Begnadigung für die Verurteilten zu erwirken; General Blancard, damals Höchstkommandierender in Kottbus, wies alle Bitten mit der Begründung zurück, daß ein Exempel statuiert werden müsse, da die Desertionen mit der Zeit überhandgenommen hätten. So wurden die fünf Westfalen denn am 3. Juli 1813 auf der Sielower Feldmark standrechtlich erschossen. Später hat die Stadt Kottbus auf den Gräbern ein würdiges Denkmal errichtet, das auf der Vorderseite die Namen der fünf Reiter trägt: Bremer, Kernicke, Menke, Mocke und Westphal. Auf der Rückseite ist die Inschrift angebracht: „Und schmücken euch auch keine Ruhmeshallen, für Deutschlands Freiheit seid auch ihr gefallen.“ Die Gräber und das Denkmal werden auf Kosten der Stadt sorgfältig instand gehalten.

Jener unglückliche Bauer aber, der, ohne zu ahnen, um

was es sich handelte, die Franzosen auf die Spur der westfälischen Reiter brachte, hat vergeblich immer wieder seine Unschuld beteuert. Er lebte, allgemein verachtet, noch bis zum Jahre 1856 in dem Dorfe Sielow. Auf dem Totenbett hat er dem Ortsgeistlichen dann nochmals versichert, er habe damals nicht gewußt, daß es sich um Deserteure handle, sondern angenommen, die beiden Reitertrupps, denen er kurz hintereinander begegnete, wären lediglich bei einem Patrouillenritt auseinandergekommen. Trotzdem sprach man in der Gegend von Sielow auch fernerhin von dem alten Junow nur als „dem Verräter“.

Schließlich sei hier noch an einen Verräter erinnert, dessen verächtliche Handlungsweise viel Ähnlichkeit mit der des Griechen Ephialtes hatte. Im Kriege 1866 ließ sich ein ungarischer Förster namens Sladeck dazu bestimmen, die preußische Brigade Rose einen Schleichweg über die Kleinen Karpathen zu führen, so daß es den Preußen gelang, den bei Blumenau stehenden Österreichern in den Rücken zu fallen. Dadurch wurde die österreichische Division Mondel völlig abgeschnitten, und sie hätte sich ergeben müssen, wenn inzwischen nicht von Nikolsburg der Befehl zum Einstellen der Feindseligkeiten gekommen wäre. Nach dem Friedensschluß wagte Sladeck natürlich nicht mehr, in seiner Heimat zu bleiben. Er erhielt eine Försterstelle in Preußen, lebte aber auch dort einsam und gemieden von jedermann. Er war ein finsterer, wortkarger Mensch, der offenbar das Gefühl seiner schweren Schuld nie verlor. Seinen Pflichten als Förster kam er mit größter Gewissenhaftigkeit nach. Er wurde der Schrecken der Wilderer seines Reviers, und bei einem Zusammenstoß mit Wilddieben ereilte ihn dann auch eine Kugel, die ihm die Lunge zerriß. Seine letzten Worte waren: „Gott sei mir großem Sünder gnädig.“ W. K.

Eine serbische Amazone. — Alle Berichterstatter über den Balkankrieg stimmen darin überein, daß die serbischen Frauen und Mädchen während der kriegerischen Ereignisse einen bewunderungswerten Heroismus bewiesen haben. Mütter wie Bräute ließen ihre Söhne und ihre Verlobten, ohne eine Träne zu vergießen, in den Kampf ziehen, und sie riefen ihnen bei der

Abfahrt auf den Bahnhöfen anfeuernde Grüße zu. Ebenso ertrugen sie die Verwundungen ihrer Angehörigen mit ergebener Ruhe und äußerten beim Besuch in den Lazaretten trotz der oft furchtbaren Verstümmelungen keinen Laut der Klage.



Phot. Illustrations-Bureau.

Sophie Jowanowitsch als serbischer Soldat an der Seite ihres Mannes.

Aber selbst an den Kämpfen haben einige Serbinnen teilgenommen. So hat Sophie Jowanowitsch an der Seite ihres Mannes in mehreren Schlachten gegen die Türken gefochten und dabei eine hervorragende Kaltblütigkeit und Tapferkeit gezeigt. Th. S.

Haselnußkunde. — Die Haselnüsse, die im deutschen Wald und in unseren Gärten wachsen, genügen unserem Bedarf lange nicht. Alljährlich führen wir große Mengen der schmackhaften Früchte von auswärts ein und lassen uns dafür die nette Summe von sieben bis dreizehn Millionen Mark im Jahre abnehmen. Da wäre es wohl angebracht, der Haselnußkultur daheim eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Der Vorteil wäre groß, denn die Haselnuß ist nicht, wie noch viele meinen, eine Leckerei, eine Luxusfrucht, sondern ein Nahrungsmittel ersten Ranges. Sie enthält ebensoviel Eiweiß wie das beste Fleisch und an Fett die doppelte bis dreifache Menge. Zerkleinert man sie gut, so wird sie auch leicht verdaut und vom Körper vorteilhaft ausgenützt. Jetzt gerade zur Zeit der Fleischteuerung ist darum ihr Genuß wohl zu empfehlen.

Leider sind bei uns nur wenige imstande, den Marktwert dieser Nüsse richtig abzuschätzen. Häufig bemerkt man, daß die meisten große Haselnüsse den kleineren vorziehen. Das ist aber durchaus nicht richtig, denn es gibt Sorten, die große Nüsse tragen, aber in diesen ist viel hohler Raum, und kleine Kerne enttäuschen den, der die Nuß geknackt hat.

Wie groß der Unterschied sein kann, davon nur einige Beispiele. Eine genaue Prüfung zeigte, daß bei den Levantiner Haselnüssen das Gewicht des Kernes 62 Prozent, das der Schale 38 Prozent beträgt. Bei den sizilianischen Haselnüssen ist aber das Verhältnis fast genau umgekehrt; es entfallen auf den Kern 34 Prozent, auf die Schale 66 Prozent. Bezahlt man für beide Sorten denselben Preis, so macht man bei den Sizilianern ein schlechtes Geschäft. Wer also größere Mengen Haselnüsse braucht, der kaufe zunächst Proben, öffne sie zu Hause und wiege Kern und Schale besonders ab. Danach kann er vorteilhaft seine Entscheidung treffen.

Der Gefahr, sein Geld für wertlose Schalen auszugeben, ist man nicht ausgesetzt, wenn man nur Kerne kauft. Leider aber vertragen nicht alle Haselnußsorten längeres Entschältsein; manche verlieren dabei bald an Wohlgeschmack und unterliegen rasch dem Verderben. Am besten halten sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Levantiner Nüsse; sie werden darum



auch aus Kleinasien als Nußkerne in großen Mengen nach Deutschland eingeführt.

Am besten sind natürlich frische Nüsse letzter Ernte. Zu frisch dürfen sie aber auch nicht sein. Nüsse, die im September geerntet wurden, erhalten ihren schönsten charakteristischen Wohlgeschmack im November und halten sich bis zum Ausgang des Winters unverändert. Von da ab aber verlieren sie allmählich an Güte. Frische diesjährige Haselnüsse haben eine hellere Schale, bei älteren Jahrgängen dunkelt sie nach. Um dieses Merkmal zu verwischen, mengen mitunter die Händler neue und alte Jahrgänge untereinander und hellen obendrein die Schalenfarbe der alten Nüsse durch Schwefelung auf. v. J.

Zur Psychologie der Feuertaufe. — Der englische Oberst Maude hat ein Werk über den Krieg erscheinen lassen, das eine Fülle außerordentlich interessanter Beiträge zur Psychologie der modernen Schlacht und der „Feuertaufe" enthält. Als nach dem südafrikanischen Kriege General Botha nach England kam, erregte immer wieder der eigenartige Gesichtsausdruck dieses südafrikanischen Kriegshelden Verwunderung. In ihm sah man einen Mann, der unzählige Male dem Tode furchtlos ins Auge gesehen hatte. Aber in seinem Gesicht lag stets ein Ausdruck unruhiger Spannung, der nie wich, sein ganzes Wesen schien ein stetes Aufhorchen, ein Lauschen, in den Blicken waltete eine nervöse Gespanntheit, und wenn man ihm längere Zeit gegenübersaß, empfand man diese unablässige nervöse Spannung fast als etwas Schmerzhaftes. Nur die Männer, die an den Kämpfen in Südafrika teilgenommen hatten, wunderten sich nicht und nickten schweigsam. Denn ihnen allen, die da draußen auf dem Schlachtfelde ihren Mann gestanden hatten, war diese Art des Blickes vertraut, die man bald annimmt, wenn man Tag um Tag Kugeln pfeifen hört und mit gespannten Nerven den Stimmen dieser Sendboten des Todes lauscht. Nur bei ganz wenigen Menschen, die gar keine „Nerven" besitzen, schwindet nach der ersten Feuertaufe jene Höchstspannung, die jeden Neuling vor der Schlacht befällt. Die Kriegsgeschichte bringt eine Fülle von Beispielen, die das zu bestätigen scheinen, nur ganz wenige Menschen



bleiben im Kugelregen von jener nervösen Spannung befreit; die meisten, wie tapfer sie auch sein mögen, müssen ihre Erregung durch eiserne Willenskraft niederzwingen.

In diesem Zusammenhang sind die Kriegserinnerungen des Generalmajors Meckel, des deutschen Reorganisators der japanischen Armee, interessant und charakteristisch. Meckel berichtet, wie er 1870 seine Kompanie zum ersten Male in den Kampf führte. Die Truppe traf erst spät auf dem Schlachtfelde ein und mußte das Gelände durchschreiten, wo der Kampf am schlimmsten gewütet hatte. „Ich war bereits an den Anblick von Toten und Verwundeten gewöhnt, aber nicht vorbereitet auf das, was jetzt meine Augen sehen mußten. Das Feld war buchstäblich mit Menschen besät. Und zwischen den Toten und Verwundeten lagen Leute, die einfach zurückgeblieben waren, Unverwundete, deren Willenskraft versagt hatte, deren Nerven erschöpft waren. Wo immer ein Busch, ein Loch Deckung gab, konnte man solche treffen, und alle diese Leute starrten uns teilnahmlos an. Ich blickte zurück auf meine Leute. Sie begannen sich unbehaglich zu fühlen. Einige von ihnen waren bleich. Und ich selbst war mir des niederdrückenden Eindrucks bewußt, den der Anblick ringsum auf uns ausübte. Ein paar Leute konnten wohl dazu gebracht werden, sich uns anzuschließen, andere rafften sich von selbst auf und zogen mit, aber als die Kompanie dann unter Feuer kam und in den Kampf eintrat, zeigte sich, daß die meisten dieser Mitläufer wieder verschwanden; ihre Nerven versagten trotz aller Willensanstrengung. Und es handelte sich dabei in der Tat nicht um bloße Drückerei, sondern mehr um ein nervöses Zusammenbrechen, ein Nichtmehrkönnen." C. T.

Der Dorftiger. — Der holländische Naturforscher van Deuren, der vor einigen Jahren Niederländisch-Indien bereiste, berichtet unter anderen Merkwürdigkeiten und Abenteuern auch sein Zusammentreffen mit einem sogenannten „Dorftiger", wie der Malaie ihn nennt.

Schon frühere Reisende hatten diese Dorftiger erwähnt, aber stets wurden diese Berichte als Phantasiestückchen ins Reich der Fabel verwiesen.

In der Umgebung verschiedener Dörfer auf Java halten sich einzelne Tiger auf, die keinen anderen Tiger auf ihrem Gebiet dulden und den Bewohnern des Dorfes, die sie zu kennen scheinen, nichts zuleide tun. So unglaublich das klingen mag, so natürlich ist die Erklärung. Dem Malaien verbietet seine Religion, Lunge, Herz usw. eines Tieres zu genießen, und so werden diese Teile der geschlachteten Tiere nebst den Eingeweiden an einer bestimmten Stelle außerhalb des Dorfes für den Dorftiger hingelegt, für den dies große Leckerbissen sind. Es ist erklärlich, daß ein Raubtier, das seinen Hunger fast täglich auf so bequeme Weise stillen kann, allmählich seine Wildheit verliert, die ja weiter nichts ist als der ungestüme Trieb nach Befriedigung des Hungers.

Bei Gelegenheit einer Besteigung des Papangdayang, eines Schlammvulkans im Innern Javas, kam van Deuren durch ein Dorf, dessen Vorsteher, Demang geheißen, ihn mit echt malaiischer Gastfreundschaft einlud, einige Tage bei ihm zu rasten. Van Deuren folgte der Einladung und hatte es nicht zu bereuen, indem er so Gelegenheit hatte, die Bekanntschaft eines dieser sagenhaften Dorftiger zu machen.

An dem Tage von van Deurens Ankunft im Dorfe war daselbst die Feier eines großen religiösen Festes, das ein Priester leitete. Daran schloß sich wie stets eine Festlichkeit und Schmauserei, an der das ganze Dorf teilnahm. Es waren mehrere Hämmel geschlachtet worden, und der Demang, begleitet von einem anderen Manne, der die Eingeweide der geschlachteten Tiere auf einer Holzschüssel trug, schritt dem Ende des Dorfes zu. Dem Reisenden wurde bedeutet, das sei der Tribut für den Dorftiger. Van Deuren wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich von der Richtigkeit der oft gehörten Erzählungen über die Dorftiger zu überzeugen. Zur Sicherheit wollte er aber seinen Karabiner mitnehmen. Die Malaien bedeuteten ihm, das wäre unnötig; denn selbst wenn der Tiger käme, würde er ihm, solange er sich in Gesellschaft der Dorfbewohner befände, nichts zuleide tun. Er folgte also den beiden Männern in einiger Entfernung.

Auf einer Lichtung unweit des Dorfes, unter einem mäch-

tigen Baume, legten die Männer die Eingeweide nieder. Fast in demselben Augenblicke trat aus dem gegenüberliegenden Walde ein prachtvoller, hochgewachsener Tiger hervor, der mit gemächlichen Schritten auf den Baum zukam.

Van Deuren erwartete, daß die beiden Männer sich nun eilig zurückziehen würden. Doch zu seinem Erstaunen, um nicht zu sagen Entsetzen, hockten die beiden Malaien wenige Schritte von dem Baume mit in Gebetsstellung erhobenen Händen nieder. Der Tiger kam heran, betrachtete ruhig die Männer und schnupperte nach ihnen hin, dann faßte er die für ihn hingelegten Eingeweide mit den Zähnen, ließ ein behagliches Knurren hören und schritt darauf ebenso gemächlich, wie er gekommen, leise mit dem Schweife wedelnd, wieder dem Urwalde zu. D. C.

Kostbares Haar. — Frauenhaar ist eine kostbare Ware, aber wohl selten wird für den natürlichen Kopfschmuck eines Mädchens ein ganzes Vermögen bezahlt, wie dies vor kurzem in Sizilien geschah. Einer jungen sizilianischen Schönen hatte die Natur in einer freigebigen Laune das herrlichste Haar verliehen, das man weit und breit auf der ganzen Insel antreffen konnte. Es fiel nicht allein durch seine ungewöhnliche Fülle auf, noch mehr rühmten nicht nur die Bewunderer, sondern selbst die Genossinnen des schönhaarigen Mädchens die vollkommene Schwärze und die weiche, wellige Feinheit ihres Kopfschmuckes. Da kam eines Tages ein gutgekleideter Fremder und suchte das Mädchen in seiner Wohnung auf. Erst sprach er von Orangen und Zitronen, aber als er wärmer geworden war, ging er geradezu auf sein Ziel los. „Wollen Sie mir Ihr Haar verkaufen?“ fragte er das Mädchen, und die Schöne antwortete rasch im Scherze: „Ja, aber nur für hunderttausend Lire.“ Aus dem Scherze wurde jedoch Ernst. Der Händler erklärte sich sofort bereit, diese hohe Summe zu zahlen. Darüber geriet nun das ganze Haus, ja das ganze Dorf in große Aufregung. Die Eltern zögerten, alle Freunde und Verwandten, auch der Pfarrer wurde befragt, aber schließlich entschied man doch, daß Geld besser als Haare sei. Die wundervollen langen, schwarzen Wellen fielen unter der Schere, und der Vater ver-

barg glücklich die große Summe an einem sicheren Ort, beruhigt über die Zukunft seiner Tochter, der es auch mit kurzen Haaren bei einer solchen Mitgift an Freiern nicht fehlen konnte.

Kurze Zeit darauf wunderten sich die Damen der New Yorker Gesellschaft nicht wenig, wie eine der „schwersten" Milliardärinnen plötzlich zu einer so herrlichen, allseitig bewunderten Haarfülle gekommen war. O. v. B.

Die französische Aspasia. — Keine Frau der letzten Jahrhunderte hat, und zwar bis in ihr hohes Alter hinein, mehr dem Wort des großen attischen Tragöden: „Von allem das Unbezwinglichste ist das Weib" gelebt als Anne de Lenclos, die unter ihrem Kosenamen „Ninon" der Weltgeschichte angehört, und deren Bilder aus verschiedenen Zeiten ihres Lebens wir nach einem älteren Stiche nebenstehend bringen.

Mit sechzehn Jahren — sie war am 15. Mai 1616 zu Paris geboren — herrschte sie bereits unumschränkt in den aristokratischen Kreisen des sogenannten Marais, einer höfischen Gruppe, sah sie selbst den größten Staatsmann Frankreichs, den Herzog von Richelieu, zu ihren Füßen. „Ich habe von Kindheit an," schrieb damals Ninon an eine Vertraute, „stets über die ungleiche Verteilung der Eigenschaften unter Männern und Frauen nachgedacht; ich sah, daß man uns nur unbedeutende Sachen überließ und daß die Männer sich allein das Recht auf wesentliche Dinge anmaßten, und von diesem Augenblick an beschloß ich, mehr als ein Mann zu werden."

Unumschränkt durch die Macht ihrer großen Schönheit, ihres Geistes, ihres Witzes, durch den Zauber ihrer ganzen Persönlichkeit über Männer und Frauen zu herrschen, das war der große Plan, mit dem Ninon im Winter 1630 die glänzenden Gesellschaftskreise des Marais betrat.

Nach dem Zeugnis Voltaires war Richelieu der erste erfolgreiche Anbeter der schönen Ninon, ein Triumph ihres Ehrgeizes, nicht ihres Herzens, der, obwohl er flüchtig war wie der Traum eines Schmetterlings, nicht verborgen bleiben konnte. Die Koryphäen des Hofes und der Pariser Lebewelt wurden auf die hochgewachsene, schöne und geistreiche Besiegerin des allmächtigen Staatsmannes aufmerksam, und bald sah man



„die glänzendste Jugend und das reichste Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer“ ihr huldigen. Mademoiselle de Lenclos



bekam ihre „erste Kaprice“, wie sie ihre erste große Liebe nannte, bald satt. Sie zog sich von Richelieu zurück und schenkte

ihre Gunst dem Grafen Coligny. „Sie war treu," schreibt Simon von ihr, „denn sie hatte stets nur einen Liebhaber, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich." Ninon hielt auch Coligny gegenüber nicht hinter dem Berge zurück, und aus dem Liebhaber wurde später der treue, väterliche Freund.

Sein Nachfolger war der Prinz von Condé. Der berühmte Feldherr war von dem Geist der damals zwanzigjährigen Ninon so durchdrungen, daß er, wenn er ihr im Bois de Boulogne begegnete, seinen Wagen halten ließ, ausstieg und sie an ihrem Wagen begrüßte. Diese Eroberung schmeichelte dem Stolz der „französischen Aspasia", wie man Ninon nun schon nannte, hatte sie jetzt doch, wenn auch nur auf kurze Zeit, ihren Perikles gefunden. Als ihr Herz wieder frei war, umschwärmte sie der Herzog von Vendôme, aber sie ließ ihn schwärmen und beglückte den Marschall d'Estrees und nach diesem den Marschall d'Albret, Grafen von Miossens, mit ihrer Gunst. Denn Mars regierte damals bei Ninon die Stunde. Von d'Estrees hatte sie einen Sohn, der unter dem Namen de la Boissière noch zu Lebzeiten seiner Mutter Kriegsminister war.

Ninon war dreißig Jahre, als in ihrem Salon Apollo den Mars ablöste. Alle Literaturgrößen der damaligen Zeit verkehrten in ihrem Salon. Mit der jungen Frau Scarron, der späteren Frau v. Maintenon, die dem Sonnenkönig in geheimer Ehe angetraut war, ist Ninon sehr intim gewesen.

Die freigeistigen Allüren der literarischen Freunde Ninons machten gegen sie die ganze Gesellschaft des Marais mobil, und es gelang letzterer bei der Königin-Regentin Anna einen Befehl zu erwirken, daß sich Ninon in ein Kloster zurückziehen solle. Es bedurfte der dringenden Vorstellungen des Prinzen von Condé und ihrer feurigsten Anbeter, der Herzöge von Candale und Mortemart, um sie vor dieser Strafe zu bewahren. Auf den Rat ihrer Freunde siedelte sie jedoch nach dem Faubourg Saint-Germain über. Das war im Jahre 1650.

Ninon hatte mit vierzig Jahren den Höhepunkt ihrer geradezu phänomenalen Schönheit erreicht. Der Marquis de Rambouillet stand damals in ihrer Gunst. Sie hatte ihm geschrieben: „Ich



hoffe, daß ich Dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit ist." Seine Nachfolger waren Graf Gourville, der Marquis de Châtre, Graf Fiesco, der einzige allerdings, der einmal ihr den Mann zeigte und mit ihr brach. Mit fünfzig Jahren eroberte sie den Herzog von Choiseul, dem sie bald den Tänzer Pecourt vorzog. Graf Baneer, ein Schwede, war eine Eroberung, die sie mit siebzig Jahren machte, so jung sah sie noch aus. Herr v. Gedoyn, ein junger bretonischer Edelmann, lernte Ninon kennen, als sie neunundsiebzig Jahre alt war, und verliebte sich sterblich in sie.

Mit dem neuen Jahrhundert ließen die Kräfte der wunderbaren Frau nach. Frau v. Maintenon, die ihr stets Freundin geblieben war, bot ihr im Schlosse zu Versailles einige Zimmer neben den ihrigen an. Ninon ließ danken; sie wolle in ihrem Hause sterben. Ihr Tod erfolgte an 17. Oktober 1706. Ihrem Sarge folgten nicht nur ihre alten Freunde, sondern auch viele arme Leute, denen in ihr die größte Wohltäterin ihrer Zeit gestorben war.

Ninon hat in ihrem langen Leben viel Elend gemildert, viele Tränen der bittersten Armut getrocknet und im stillen mehr Gutes getan als ihre Neider zusammengenommen. In ihrer Glanzzeit galt sie so sehr als die anerkannte Lehrmeisterin des guten Geschmacks, des gesellschaftlichen Tons", daß sie im Jahre 1679 von der Frau v. Maintenon brieflich ersucht wurde, ihrem Bruder gute Lehren und Ratschläge fürs Leben zu geben. W. F.

An den Grenzen der Menschlichkeit. — Neben den Feuerländern stehen die Urbewohner der Andamanen, die Minkopie, auf der tiefsten Stufe der Gesittung, und jede Möglichkeit ihrer kulturellen Hebung ist ausgeschlossen. Die Andamanen sind eine kleine Inselgruppe im Indischen Ozean und liegen zwischen dem 11. und 14. Grad nördlicher Breite. Da die Inseln, mit tropischem Urwald bewachsen, weder eine wertvolle Tier- noch Pflanzenwelt aufweisen und auch keine mineralischen Schätze vorhanden sind, so bekümmert sich die englische Regierung fast gar nicht um die Inseln, und nur, wenn etwa Mord und Raub an schiffbrüchigen Europäern dort begangen wurden,

wird ein Kriegschiff hingeschickt, um eine schnelle und summarische Bestrafung eintreten zu lassen.

Nach dem indischen Aufstande wurde im Blairhafen eine Deportationskolonie für indische Verbrecher gegründet, die noch besteht und der einzige Nutzen ist, den England aus dem Besitz dieser Inselgruppe zieht. So leben denn die Andamaner, von Jahr zu Jahr an Kopfzahl abnehmend, auf ihren dem Weltverkehr völlig entrückten Inseln nach alter Weise weiter, und nur noch wenige Generationen werden vergehen, bis der Letzte ihres Stammes das Zeitliche gesegnet hat.

Schon das Äußere und der Körperbau der Minkopie verraten auf den ersten Blick, daß wir es hier mit einer äußerst niedrigen Rasse zu tun haben. Die Gesichtsbildung und das schwarze, krauswollige Haar zeigen im Gegensatz zu den zahlreichen Volksstämmen Indiens und den Malaien der ostindischen Inseln ausgesprochenen Negertypus. Die Durchschnittshöhe beträgt bei ausgewachsenen Männern nur 1,48, bei den Weibern gar nur 1,40 Meter, doch fehlt es auch nicht an Leuten, die nur 1,37 beziehungsweise 1,32 Meter hoch sind, das heißt sie nähern sich entschieden dem Zwergenwuchs. Die Hautfarbe ist sehr dunkel, fast schwarz. In der Hauptsache leben sie von der Jagd, dem Fisch- und Schildkrötenfang, sowie von wildwachsenden Wurzeln und den Früchten der Mangroven und des Pandanus. Ihre Tracht nähert sich bedenklich der adamitischen, denn sie besteht nur aus einem Blattstreifen des Pandanus, der um die Hüfte geschlungen wird. Beide Geschlechter sind tätowiert und bemalen sich außerdem mit weißem, rotem und grauem Ton. Besonders beliebt sind Zebrastreifen und Zickzackmuster. Verschiedene freihändig geformte irdene Töpfe, aus Bambusstreifen geflochtene Körbe, aus Bambus geschnittene Messer, Nautilusgehäuse als Trinkgefäße und Schalen der Pinnamuscheln, die als Teller dienen, machen den ganzen Hausrat einer Minkopiefamilie aus, ebenso einfach sind ihre auf Bambuspfählen ruhenden und ganz aus Bambus hergestellten, bienenkorbartigen Hütten.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten bestehen in einem symbolischen Akt, der, da es keine Priester gibt, rein privater Natur ist.

Braut und Bräutigam werden in die Hütte des angesehensten Mannes des Stammes geführt. Die Braut läßt sich zwischen ihren Freundinnen nieder, während die Burschen den sich scheinbar sträubenden Bräutigam neben seine Erkorene zerren. Ist das gelungen, so wird eine Bambusfackel herbeigebracht und die Gruppe beleuchtet, damit sich jeder Stammesgenosse von der vollzogenen Vermählung überzeugen kann.

Daß von einer eigentlichen Religion bei diesen Leuten keine Rede sein kann, erscheint nach dem Gesagten fast selbstverständlich. Sie kennen keinen Gott und kein höheres Wesen, dem sie Verehrung zollen, sondern glauben nur an böse Naturgeister und die Gespenster der Verstorbenen, vor denen sie in beständiger Furcht leben. Alle Bemühungen christlicher Missionare, ihnen eine höhere Gottesvorstellung beizubringen, sind ebenso fehlgeschlagen wie die Versuche, sie kulturell zu heben. Sie nehmen nichts an, sind völlig kulturunfähig, ja verstehen nicht einmal Feuer zu erzeugen.

Eine der merkwürdigsten Sitten dieser Naturmenschen ist, daß sie ihre Kinder ohne weiteres an den ersten besten, der sie darum ersucht, verschenken. Die Bitte darf nicht abgeschlagen werden. So kommt es, daß von eigentlichen Verwandtschaftsverhältnissen keine Rede sein kann. Jeder ist durch den stetigen Kinderaustausch mit jedem verwandt, und Heiraten unter Blutsverwandten gehören daher durchaus nicht zu den Seltenheiten.

Der Minkopie fühlt sich nur wohl, wenn er in seinem Kanu beim Fischfang oder im Walde auf der Jagd ist. Daran scheitert jeder Zivilisierungsversuch. Selbst wenn man einen Knaben aus seiner Heimat und Familie fortbringt und jahrelang in zivilisierten Ländern erzieht, so fällt er nach der Heimkehr alsbald wieder in die alten Gewohnheiten zurück.

Ein junger Minkopie, der im achten Lebensjahre von einem englischen Militärarzt vom Blairhafen mit nach Rangoon genommen worden war, lernte dort Lesen, Schreiben und Rechnen, Birmanisch und Englisch, war eine Zeitlang Diener seines Gönners, trieb sich dann jahrelang unter dem Namen Joseph als Steward und Flötenspieler an Bord englischer

Dampfer herum und wurde nach Begehung eines Diebstahls im Alter von zwanzig Jahren wieder in seine Heimat gesandt. Dort streifte er sofort die europäischen Kleider und die europäische Gesittung ab und lief, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, in den Wald zu seinem Stamme zurück. Alle Lockungen des Kulturzustandes, den er kennen gelernt hatte, vermochten nicht, die angeborene Wildheit seiner Natur zu überwinden.

Man hat das Durchschnittslebensalter der Andamaner auf nur zweiundzwanzig Jahre berechnet, so daß ihr völliges Aussterben, wie erwähnt, nur noch eine Frage ganz kurzer Zeit sein kann. F. Z.

Ist der Fuchs wirklich unser listigstes, schlauestes, verschlagenstes Raubtier? — Schon von alters her wird Reineke der Fuchs als ein listiger Bursche, als ein schlauer Spitzbube und ein verschlagener Strauchdieb geschildert, und so lebt er im Volksbewußtsein als das bestgehaßte, aber wegen seiner Schlauheit am meisten bewunderte heimische Tier der freien Natur. Dazu hat sich die Ansicht eingebürgert, daß sein Körperbau wie die genannten geistigen Eigenschaften vollkommen zu seinem Raubhandwerke passe, in dem er, wie kein anderes Tier, ein Meister sei.

Scharfsinnige Beobachter sind gegen dieses Urteil längst mißtrauisch geworden und vertreten die Ansicht, daß der Fuchs von manchen anderen Raubtieren an Schädlichkeit und Schlauheit noch weit übertroffen wird. Sie geben zu, daß er ein ausgesprochener Räuber ist, daß er das Rehkitz, den Fasan, den Hasen ebensowenig schont als den Maulwurf, die Ratte, die Maus, daß er aber die letzteren als Nahrung vorzieht. Man hat genugsam beobachtet, wie der Fuchs lange Zeit der beschwerlichen Mäusejagd oblag, während es ihm eine Leichtigkeit gewesen wäre, den Hunger mit einem Hasen oder einem Fasan zu stillen. Der Fuchs nützt tatsächlich durch Vertilgung unzähliger kleiner Schädlinge, aber es kann auch nicht geleugnet werden, daß er zur Zeit der Not, besonders wenn er Junge zu ernähren hat, gezwungen ist, von einem Gehöfte den Hahn, die Gans, die Ente wegzuholen, oft am hellen Tage und unter den Augen des Bauern, und diese offenkundigen Raubzüge

wirbeln dann viel Staub auf. Ohne eine Gloriole um das Haupt des roten Räubers legen zu wollen, muß gesagt werden, daß der Fuchs jedenfalls nicht schädlicher ist als der Marder, das Wiesel, der Iltis, die Elster und die wildernde Hauskatze.

Wie nun die Fabel von der großen Schädlichkeit des Fuchses von alters her ohne nähere Prüfung stets nachgebetet wurde, so geschah es auch mit dem Glauben an seine unübertroffene Schlauheit. Erst als im Jahre 1878 Dombrowski eine Monographie „Der Fuchs" erscheinen ließ und darin die Behauptung aufstellte, daß dem Fuchs durchaus nicht mehr, eher weniger intellektuelle Fähigkeiten innewohnen als so manchem anderen freilebenden Tier, erst nachdem damit der Bann gebrochen war, sammelte sich im Laufe der Zeit eine große Zahl von Beobachtungen, die die volle Berechtigung jener Behauptung dartun. Vorher wurden alle scheinbaren Belege für die Schlauheit des Fuchses ungeprüft veröffentlicht, aber niemand nahm sich die Mühe einer genaueren Untersuchung, und selbst die Jägerei verhielt sich passiv, obgleich dieser Gelegenheit in Fülle geboten war, den tief eingewurzelten Aberglauben zu beseitigen.

Aus der großen Zahl solcher gegenteiligen Behauptungen hat der Sohn des obengenannten Autors, ein fachmännischer Jäger, einige besonders hervorgehoben und in Wort und Schrift verbreitet. Er berichtet: „Aus jeder Dickung, in der Füchse stecken, führt in der Regel ein einziger Paß, den sie bei der geringsten Beunruhigung mit absoluter Regelmäßigkeit zur Flucht benützen. Kennt man diesen Paß, so genügt meist ein einziger Schütze, um den Fuchs zu erlegen. Man versuche es, mit gleichen Mitteln zum Erfolge zu gelangen, wenn es einem Hirsch, einem Rehbock, einem Keiler, einem Hasen gilt! Hört der Fuchs das erste Gelärm der Treiber, so flüchtet er sozusagen ohne Überlegung auf seinem gewohnten Paß, er wird da bloß von heller Angst beherrscht, während sich die eben genannten Wildarten erst mit großer Vorsicht die Situation betrachten, um dann oft mitten zwischen den lärmenden Treibern durchzubrechen oder sonst einen Ausweg zu suchen, von zehn Fällen wenigstens neunmal an einer ganz unberechenbaren Stelle. Auch sie haben ihre normalen Wechsel,

schlagen dieselben aber nur im Zustande voller Ruhe mit Sicherheit ein; sowie sie beunruhigt werden, halten sie sich keineswegs an den gewohnten Weg, sondern wählen einen anderen. Der Fuchs dagegen läßt sich in solchem Falle nur von seiner großen Scheu leiten, die ihn veranlaßt, das beunruhigte Gebiet so rasch als möglich, also auf dem ihm am besten bekannten Wege, zu verlassen. Von einer besonderen Schlauheit ist da sicher nichts zu bemerken."

Das mangelhafte Unterscheidungsvermögen des Fuchses zeigt sich auch bei anderen Gelegenheiten. Dem Menschen gegenüber ist er überall gleichmäßig scheu, und er weiß keinen Unterschied zwischen den einzelnen Menschen zu machen, was aber viele andere freilebende Tiere in hervorragendem Maße verstehen. „Wie überaus scharfsichtig," sagt darüber Dombrowski, „verhält sich zum Beispiel in dieser Hinsicht die Nebelkrähe oder die Wildgans, also die Angehörigen einer Gattung, die die Fabel als Sinnbild der Dummheit hingestellt hat! Will man in einer Gegend, wo Nebelkrähen bis dahin niemals verfolgt wurden, diesem Gesindel zu Leibe gehen, so gelingt das am ersten Tage ohne jede Schwierigkeit, die Krähen lassen den Jäger genau so nahe heran wie den Bauer oder sonst einen Menschen, der ihnen nie etwas zuleide tut. Schon nach wenigen Tagen aber kennen sie den Jäger und vor allem das Gewehr. Dem Bauer, mag er noch so sehr mit seinen Ochsen schelten und mit der Peitsche knallen, weichen sie auch fernerhin nicht mehr aus als früher, auch dann nicht, wenn er eine Mistgabel, eine Sense oder sonst einen blinkenden Gegenstand in Händen hat, den Jäger aber, mag er sich noch so unauffällig gebärden, und vor allem das Gewehr erkennen sie auf zweihundert Schritte Entfernung. Ja noch mehr. Kommt man den Krähen zu Fuß mit aller Vorsicht kaum nur noch bis auf gute Schußnähe bei, so bedient man sich gerne eines Wagens oder Schlittens und schießt von diesem aus. Anfangs geht das ganz gut, aber nicht lange, dann kennen die Krähen im weiten Umkreis den betreffenden Wagen ganz genau; sie suchen vor diesem Gefährt auf große Entfernungen das Weite, während sie andere ganz ähnliche Fahrzeuge nach wie vor auf zehn Schritte an

sich herankommen lassen. Ganz ähnlich, nur noch raffinierter, verhalten sich die Wildgänse und Trappen. Für den Fuchs dagegen ist noch nicht ein einziger Fall eines so scharfen Unterscheidungsvermögens nachgewiesen worden; im Bewußtsein, daß ihm solches fehlt, ergreift er ohne Wahl vor jedem Menschen die Flucht."

Alle diese Beobachtungen führen zu dem Urteile, daß Reineke vor vielen anderen Bewohnern in Wald und Feld nichts voraus hat als höchstens einen höheren Grad von Scheu und Angst; an Schärfe der Sinnesorgane nimmt er ebensowenig eine bevorzugte Stellung in der Tierwelt ein wie an Ausbildung seiner intellektuellen Fähigkeiten. C. T.

Ein Denkzettel der Jenny Lind. — Die berühmte Sängerin hatte sehr viel unter den Belästigungen neugieriger Touristen auf ihrem Besitztum Malvern Hill zu leiden. Eines Tages wurde sie auch von einer größeren Gesellschaft Ausflügler heimgesucht, die die Sängerin bei ihren Spaziergängen im Parke und in der Umgebung von Malvern Hill durch allerlei Indiskretionen geradezu drangsalierte. Jenny, die sich keinen Rat mehr wußte, beschloß, die Gesellschaft zu empfangen und ihr dann einen gehörigen Denkzettel zu erteilen. Als alle im Empfangsalon versammelt waren, sagte Jenny Lind: „Meine Herrschaften, Sie wollen mich sehen. Geben Sie genau acht! Hier zunächst meine Ansicht von vorn, dann im Profil und nun die — Rückansicht!"

Damit rauschte sie hinaus und ließ die verdutzten und beschämten Neugierigen stehen. O. v. B.

Krüppelfuhren. — In Deutschland bestand ehedem das Gesetz, daß man auf dem Lande arme, kranke und wegunfähige Reisende da, wo man sie fand, auf eine sogenannte „Krüppelfuhre" lud und nach dem nächsten Dorfe brachte. Aber anstatt den Hilfsbedürftigen hier — wie der Gesetzgeber erwarten mochte — zu pflegen und zu warten, eilte man, ihn dort abermals nach dem nächsten Dorfe und so weiter zu bringen. Gewöhnlich kutschierte die Krüppelfuhre im ärgsten Zickzack, weil jede Gemeinde in selbstsüchtiger Weise den nächsten Ort zu erreichen suchte. Ja, es fehlt nicht an Beispielen, daß der Krüppel

nach mehreren Tagen des Umherfahrens wieder dahin zurückgebracht wurde, wo er schon einmal war.

Dieser Mißbrauch einer an sich wohltätigen Landeseinrichtung, dieses mutwillige Mißdeuten eines menschenfreundlichen Gesetzes zeugt nicht nur von Grausamkeit und Härte, sondern die Krüppelfuhren wurden auch, so wie sich deren Ausführung mißbräuchlich einbürgerte, für die Dörfer selbst gefährlich.

Im Mai 1796 wurde ein fieberkranker Müllerbursche aus der Gegend von Lauban von der Lorenzdorfer Mühle aus längs des Queisflusses hinunter an der sächsischen und schlesischen Grenze von Mühle zu Mühle mit Krüppelfuhrwerk gefahren. Kaum war er von Lorenzdorf weg, so klagte man in der Mühle daselbst über Frost, Kopfweh und Hitze; mehrere Personen sanken aufs Krankenlager, und der Besitzer der Mühle starb.

Der kranke Bursche kam nach Eisenberg in die Mühle. Gleich darauf starben der Müller, seine Frau und ein nebenan wohnender Schmied an einem hitzigen Fieber.

Von Eisenberg wurde der Bursche in die Mühle nach Malmitz gefahren, wo ihn der Müller, weil es noch früh am Tage war, sogleich auf einen anderen Wagen laden und nach Oberdorf bringen ließ. In der Mühle dort erkrankten unmittelbar darauf der Müller und zwei seiner Hausgenossen, jedoch ohne zu sterben.

Nun wird der Kranke nach Knepper gefahren, wo durch ihn in der Mühle alle Personen erkrankten und der Müller starb.

Dort nun merkte der kranke Müllerbursche, man fahre ihn nicht seiner Heimat entgegen, sondern im Zickzack, oft sogar in entgegengesetzter Richtung; er ließ sich daher in die Giebersdorfer Mittelmühle zurückbringen, wo der Müller ihn zwar ungern aufnahm, aber doch das Nachtquartier für ihn bei einem benachbarten Gastwirt besorgte. Der Müller und sein Bursche brachten den Kranken selbst dahin. Bei dem Wirt wurden sieben Personen krank, von denen die Frau und deren Mutter starben.

Von dem Wirt wurde endlich der kranke Müllerbursche,

diese wandernde Pest, nach den Mühlen des Dorfes Barg gefahren, wo aber der Kranke sogleich nach dem gegenüberstehenden Wirtshause zu dem Schulzen gebracht wurde. Dennoch wurde die Müllerin zu Barg krank und lag mehrere Wochen am hitzigen Fieber darnieder; auch ein gerade anwesender Mahlgast erkrankte und gab die Ansteckung weiter und immer weiter.

Von dort wurde der kranke Mühlbursche nach Tschirndorf gebracht, und von da an fehlen zuverlässige Nachrichten von ihm.

So verpestete der mit einem einzigen Krüppeltransport getriebene Mißbrauch in dem Zeitraum eines Monats mehr als vierzig Menschen. C. T.

Die „Heinzelmännchen" in der Küche. — Alle unsere Leserinnen kennen gewiß die Geschichte von den Kölner Heinzelmännchen, die den Hausfrauen alle möglichen Arbeiten abnahmen und sie bei nachtschlafender Zeit selbst taten, so daß die Menschenkinder nicht wußten, wem sie die Wohltat zu verdanken hatten. Da kam nun ein kölnisches Weiblein auf die Idee, die Stiege mit Erbsen zu bestreuen, und als die Heinzelmännchen kamen, ihre Arbeit zu verrichten, da purzelten sie holterdipolter übereinander und die Stiegen hinab. Durch den Lärm herbeigerufen, konnte die vorwitzige Hausfrau die kleinen Wichtlein eben noch sehen. Die aber nahmen die Sache krumm und zogen sich in ihre unterirdischen Behausungen zurück. Lange, lange Zeit kümmerten sie sich in ihrem Groll nicht mehr um die undankbare Menschheit, jetzt aber sind sie wieder da und helfen den Hausfrauen in der Küche, indem sie unsichtbar einen Apparat bedienen, in dem alle Speisen ganz von selbst, das heißt ohne Zutun der Köchin, zum Kochen, Braten und Backen gebracht werden können.

Den Heinzelmännchen zu Ehren heißt denn auch diese Vorrichtung Selbstkoch-, Brat- und Backapparat „Heinzelmännchen". Seine Tätigkeit beruht auf dem Prinzip, den Hitzegrad der einmal angekochten und angebratenen Speisen durch Isoliermittel dergestalt aufzuspeichern und zu erhalten, daß er genügt, um die Speisen genußfertig zu machen ohne Zuführung weiteren Heizmaterials. Es ist dies das Prinzip der sogenannten

schwedischen Kochkiste, doch hat es der „Heinzelmännchen-apparat“ den früheren Kochkisten gegenüber zu einer sehr hohen Vollkommenheit im Kochen, Braten und Backen gebracht. Während die alten Kochkisten nur zum Dünsten dienen konnten beziehungsweise sehr weit vorgekochte Speisen in ziemlich langer Zeit fertig kochten und nur für Suppen, Gemüse und zusammengekochte Speisen gebraucht werden konnten, bratet und bäckt „Heinzelmännchen“ auch. Allerdings muß ihm außer der Selbsthitze der angekochten Speisen etwas Wärme zugeführt werden, und das geschieht durch die patentierten Chamotteplatten, die erhitzt in den Apparat hineingelegt werden. Mit der ihm auf diese Weise anvertrauten Wärme aber geht der Apparat so sparsam um und nützt sie so vollkommen aus, daß er darin ebensoviel leistet wie jeder große Küchen- und Gasherd. Daß auf



Kochkiste „Heinzelmännchen“.

diese Art eine große Menge von Geld, Arbeitskraft und Zeit erspart wird, liegt auf der Hand. Die „Heinzelmännchen“ sind wieder die treuen, uneigennützigen Helfer der Hausfrau und bringen den kleinen Anschaffungsbetrag für diesen Apparat vielfältig wieder ein.

Der durch Patente in allen Kulturstaaten geschützte Apparat wird von der Heinzelmännchen-Compagnie G. m. b. H., Berlin NW 40, Heidestraße 52, in den Handel gebracht und ist in allen besseren Geschäften der Haushaltungsbranche und in Warenhäusern käuflich. L. M.

Die Haut des Wilddiebes. — Im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts konnten sich die Förster im ganzen deutschen Reiche der Wilddiebe kaum mehr erwehren. Die Bauern, die keinen Ersatz für ihren oft großen Wildschaden bekamen, unterstützten die Wilddiebe, wenn sie nicht gar an deren Treiben trotz der angedrohten grausamen Strafen teilnahmen. Auch

im Gebiet des regierenden Grafen von Erbach, im Odenwald zwischen Michelstadt und Erbach, nahm das Unwesen so überhand, daß der Graf, der ein großer Jäger vor dem Herrn war, in Gesellschaft seiner Förster ganze Streifzüge zur Säuberung seiner Wälder unternahm.

Als der gewaltigste Wilddieb galt der Michelstädter Bauer Setzer. Aber trotz aller Fallen, die man ihm auf Befehl des Grafen stellte, aller Haussuchungen, die man bei ihm vornahm, ließ sich der Setzer nicht fangen und wilderte desto mehr. Darüber geriet der Graf in heillosen Zorn und schwur eines schönen Tages, er werde „dem infamen Kerl, wenn er ihn ertappe, das Fell über beide Ohren ziehen und sich ein paar Hosen daraus machen lassen". Als Setzer davon erfuhr, tat er den Gegenschwur, wenn ihm „der Graf im Walde vor die Büchse laufen sollte, so werde ihn kein Teufel abhalten, er werde es schnellen lassen und dem hohen Herrn die Lust vertreiben, sich aus der Haut seiner Untertanen Hosen zu machen".

Kurze Zeit danach erblickte der Graf, der mutterseelenallein auf einem Pirschgang begriffen war, im Walde einen ihm verdächtigen Menschen, auf den er sofort mit den Worten anlegte: „Steh oder ich schieße!" Setzer, denn er war's, legt seine nie fehlende Büchse an die Backe. Fürst und Wilddieb stehen sich so wie im Duell gegenüber, den Finger am Drücker, bange Sekunden lang, die zur Ewigkeit werden. Da macht Setzer, der befürchtet, daß dem Grafen bald Hilfe kommen werde, den ersten Schritt rückwärts; der Graf folgt, und so geht es weiter, bis beide sich aus den Augen verloren. Setzer geht nach Hause, wo ihn der wutbebende Graf sofort in Haft nehmen läßt. Auf die Frage des Richters, warum er, statt zu fliehen, nach Hause gegangen sei, antwortete Setzer: „Weil ich Gott in meinem Kämmerlein dafür danken wollte, daß er mich vor einem Mord behütet hat." Allein das änderte sein Schicksal nicht. Er wurde zum Rad verurteilt.

Der Graf milderte aber das Urteil, und Setzer wurde tags darauf unter der Linde in Michelstadt enthauptet.

Der Scharfrichter nahm die Leiche mit zur Abdeckerei, wo dem armen Setzer fein säuberlich, wie der Graf geschworen

hatte, das Fell abgezogen wurde, soweit das ohne Kopf eben noch ging. Noch in derselben Nacht lieferte der Scharfrichter das unheimliche Fell im Schlosse ab. Es wurde zu feinem Leder gegerbt, und wenige Wochen später konnte man den Grafen in den schönen weißen Hosen aus des Wilddiebs Haut zum „warnenden Beispiel“ durch sein Land reiten sehen. Aber Freude bereiteten sie ihm nicht. Der Geist Setzers wandelte daneben. Eines schönen Tages wurden aus den Hosen über hundert prächtige, reichverzierte Hirschfängerscheiden gemacht, die der Graf mit dem nötigen Inhalt seinem ganzen Jagdpersonal als Geschenk überreichte. W. F.

Der Stuhl. — Kasimir Bonjour erzählt in seinem Buche „Über die Höflichkeit“ nachstehende Anekdote: Die Marquise v. Corslin bat einst bei Fouché, dem Polizeiminister Napoleons I., um Audienz. Fouché, der entschlossen war, ihre Bitte, welcher Art sie auch sein möchte, abzuschlagen, empfing sie stehend, mit dem Arm an den Kamin gelehnt, und bot ihr keinen Stuhl an.

„Herr Minister,“ sprach die Marquise, „ich komme, um zu fragen, was für ein Verbrechen meine Schwester d'Avaray begangen hat, daß sie verbannt werden soll?“

„Sie ist eine Feindin der Regierung,“ antwortete Fouché, „und hat die Kühnheit, ihr Trotz zu bieten.“

„Kühnheit?“ erwiderte die Marquise. „Sie soll dem Kaiser Trotz bieten? O wie schlecht kennen Sie sie da! Sie ist so schüchtern, daß sie nicht einmal wagen würde zu sagen: ‚Herr Minister, seien Sie doch so gütig, und geben Sie mir einen Stuhl!‘“

Diese Worte brachten Fouché so außer Fassung, daß er alle Lust zu Feindseligkeiten und Härte verlor. Die Marquise erhielt einen Stuhl und ihre Schwester die Erlaubnis, in Paris zu bleiben. C. T.

Katzenfelle im Welthandel. — Bei kaltem, regnerischem und rauhem Wetter wächst nicht nur der Absatz in Regenschirmen und Gummischuhen, sondern auch die Nachfrage nach Katzenfellen wird reger. Gelten sie doch, auf der Brust, dem Rücken oder Kreuz getragen, als ein bewährtes Mittel gegen Rheumatismus.

Diese Heilkraft des Katzenbalges hat man auf verschiedene Weise erklären wollen. Elektrizität soll dabei mitwirken. Streicht man ein Katzenfell, so wird es elektrisch, und unter Umständen kann man im Dunkeln sehen, wie die Funken sprühen. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß der heilende Einfluß des Katzenfelles nur in seiner wärmenden Eigenschaft zu suchen ist.

Von allen Pelzen hält der Katzenpelz am wärmsten. Nur der amerikanische Bison liefert uns ein gleich warmes Fell. Jetzt, wo der Bison so gut wie ausgerottet ist, sind die Bisonfelle aber selten und teuer.

Man verwendet das Katzenfell auch zu Pelzfuttern, billigen Muffen, Kragen usw., und zwar häufiger als mancher denkt; kommen doch jährlich weit über eine Million Katzenfelle in den Handel, die von unserer Hauskatze stammen, während uns die immer seltener werdende Wildkatze jährlich nur 10 000 Felle liefert.

Am seltensten und teuersten sind blaue Katzen. Auch schwarze Felle sind sehr gesucht und sollen am heilkräftigsten sein; nächst ihnen werden Zypernkatzen von dunkelgrauer Grundfarbe mit schwarzen Querbinden und Flecken geschätzt, während die „Scheckenkatzen“ zu der gewöhnlichen Massenware zählen. Die besten Katzenfelle kommen aus Holland; das Stück wird gewöhnlich mit 3 bis 4 Mark, manchmal sogar mit 6 bis 8 Mark bezahlt. Die Holländer haben vielfach regelrechte Katzenfarmen eingerichtet, in denen namentlich schöne schwarze Katzen gezüchtet werden. Nicht weniger als 200 000 Katzenfelle kommen jährlich aus Holland auf den Markt. Gleich nach diesen stehen in Wertschätzung die aus Deutschland stammenden Felle; gerühmt werden namentlich die bayrischen und holsteinischen Miezen. Insgesamt liefert Deutschland jährlich gegen 170 000 Felle, von denen manches Stück ganz gegen den Willen der Katzenbesitzer von den sogenannten „Katzenjägern“ unrechtmäßig erbeutet und zu Markte getragen wurde. Als gut gelten auch die Katzenfelle aus Dänemark und der Schweiz. Rußland liefert viele, aber minderwertige Ware. Auch China und Japan, Amerika und Australien versorgen den Markt mit diesem Artikel.

Merkwürdigerweise haben die durch ihr langes, seidenweiches Haar ausgezeichneten Angora- und persischen Katzen für den Pelzhandel keinen Wert. Die Preise für die gewöhnlichen Katzenfelle schwanken sehr, etwa zwischen 30 Pfennig bis 1 Mark 50 Pfennig für das Stück; das Fell der Wildkatze ist dagegen ebenso teuer wie das der schönen holländischen Tiere. v. Z.

Der epidemische Selbstmord. — Das Auftreten epidemischer Selbstmorde und anderer epidemischer Geisteskrankheiten oder, wie sie Krafft-Ebing nennt, „imitatorischer Epidemien" ist so alt wie die Kulturgeschichte der Menschheit. Das älteste, von Herodot erwähnte Beispiel gaben die Argiverinnen. Bekannter und wohl auch historischer ist, was Plutarch von den milesischen Mädchen erzählt, deren sich aus Scheu vor der Ehe plötzlich eine so heiße Sehnsucht nach dem Tode bemächtigte, daß sie sich truppweise erhängten. Die Bitten, die Tränen der Eltern nützten so wenig wie die strengste Bewachung. Immer wieder fanden Mädchen Gelegenheit, sich auf irgend eine Weise ums Leben zu bringen. Da das Übel täglich immer mehr um sich griff, so beschloß der Staat auf den Rat eines weisen Mannes hin, die Leichen der Selbstmörderinnen mit dem Strick um den Hals auf dem Markt auszustellen. In der Tat konnte durch dies Gesetz die Todessucht der Närrinnen bezwungen werden. Plutarch meint, diese Krankheit habe in der Luft gelegen und so die Mädchen zum Wahnsinn gebracht.

Von alten Schriftstellern wird erzählt, daß, als im dritten Jahrhundert vor Christus der Philosoph Hegesias angesichts „der Zwecklosigkeit des Lebens" den freiwilligen Tod lehrte, in Ägypten eine ähnliche Epidemie ausbrach. Auf der griechischen Insel Keos, einer der Kykladen, soll nach Strabo die Sitte geherrscht haben, daß sich von Zeit zu Zeit die Greise im Opferschmuck feierlich versammelten, um nach einem festlichen Mahl den Schierlingsbecher zu trinken und gemeinsam zu sterben. Nach Plinius brach einmal unter dem König Tarquinius Priscus in Rom eine Selbstmordepidemie aus. Da gebot der König, daß die Leichen aller Selbstmörder zur Schau ans Kreuz geschlagen und dann den Vögeln zum Fraß vorgeworfen werden sollten, worauf die Epidemie erlosch.

Die Selbstmordmanie der afrikanischen Donatisten war ebenso religiöser Grundsatz wie bei den modernen russischen Raskolniken, die den Selbstmord für verdienstlich halten. „Sie vollzogen ihn deshalb nicht nur an sich selbst," schreibt C. Fr. Stäublin, „sondern suchten auch andere durch Zureden zu demselben zu bewegen, ja durch Drohungen und Martern zu nötigen. Zu Hunderten und Tausenden stürzten sie sich oft ins Wasser oder Feuer oder mordeten sich auf andere Weise." Epidemisch ist das in unserem Sinne nicht, dieses Wort läßt sich dagegen auf die im Juni 1697 in der Grafschaft Mansfeld ausgebrochene Selbstmordsucht anwenden. Ebenso verhielt es sich einige Jahre später mit der Selbstmordmanie in Marseille, wo sich eine Unmasse junger Mädchen angeblich deshalb töteten, „weil die Männer so schlecht seien". Über die Ursache der auch von Corvin, Bonet und anderen erwähnten Raserei der Frauen von Lyon, die sich paarweise ins Wasser stürzten, weiß man nichts Näheres. Im Sommer 1806 grassierte der epidemische Selbstmord in Rouen. Interessant sind auch folgende, von Marc registrierte Fälle. Unter Napoleon I. tötete sich ein Soldat in einem Schilderhaus; andere wählten dasselbe Schilderhaus, um sich darin zu entleiben. Man verbrannte das Schilderhaus — und die Nachahmung hörte auf. Als General Serrurier Gouverneur des Invalidenpalastes war, hing sich ein Invalide an einer Pforte auf; in einem Zeitraum von vierzehn Tagen erhängten sich zwölf Invaliden an derselben Pforte. Auf den Rat des Doktor Sabatier ließ der Gouverneur die Pforte zumauern. Als sie verschwunden war, erhing sich niemand mehr. Ähnliche Fälle ereigneten sich später an der Vendômesäule und an der Notre-Dame-Kirche in Paris wiederholt. Nach dem Erscheinen von Goethes Roman „Werthers Leiden" häuften sich die Selbstmorde so sehr, daß man allgemein diese Manie auf den Roman zurückführte.

Vor Jahresfrist wurde im Kreise Rechotsk des russischen Gouvernements Archangelsk durch den Umstand, daß man dort in den Wäldern zahlreiche Erhängte fand, die sogenannte Sekte der „Selbstzerstörer" entdeckt, die ungefähr seit zehn Jahren besteht. Diese Sekte glaubt an den nahen Weltuntergang und

den Antichrist. Um der ewigen Verdammnis durch den Antichrist zu entgehen, morden sich die Selbstzerstörer lieber selbst. Trotzdem nahm ihre Zahl alljährlich in solchem Umfange zu, daß wir dem Wahn einen epidemischen Charakter zusprechen müssen. Auch wirkt hier die Nachahmung mit, denn die Selbstzerstörer opfern sich angesichts der „Gemeinde“, die ihnen in pomphaftem Aufzug das Geleite gibt. W. F.

Der Motor der natürlichen Flugmaschinen, so kann man wohl, um im Bilde zu bleiben, das Herz unsere Flieger in der Tierwelt bezeichnen, ist bei denjenigen ihrer Vertreter, die sich als besonders ausdauernd und schnell erwiesen haben, auffallend kräftig gebaut, wie Doktor Parrot nachgewiesen hat.

Es ist ja überhaupt ein nicht unwesentliches Verdienst der modernen Aviatik, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf all die vielen Momente, die den Tierflug in seiner ganzen Vollkommenheit erst zustande bringen, gelenkt zu haben. Unsere Flugmaschinenkonstrukteure sahen sich genötigt, den Flug der Tiere als das natürliche Vorbild bis ins einzelne zu studieren, wobei ihnen der Naturforscher notwendig helfend zur Seite stehen mußte. Auf diese Weise hat man so viel bisher Unbekanntes über die mechanische Einrichtung des Vogelkörpers und seiner Organe erfahren, daß man geradezu wie vor neuen Offenbarungen steht. Und zu diesen neuen Studienergebnissen gehören auch die Untersuchungen über den Motor im tierischen Flugkörper, das Herz.

Schon bei den nichtfliegenden Tieren zeigt sich das Herz sehr verschieden entwickelt, je nachdem es sich um langsame oder schnelle, um sogenannte Haustiere oder freilebende, handelt. Je mehr Arbeit von dem Herzmuskel verlangt wird, desto kräftiger ist er ausgebildet, und eine desto größere Ausdehnung nimmt er an. Unser Hausrind hat zum Beispiel ein um zwei Drittel kleineres Herz als sein naher Verwandter, der wilde Büffel, und das Herzgewicht eines ausgewachsenen Rehbocks ist doppelt so groß als das des Menschen. Rennpferde, die auf eine Reihe erfolgreicher Ahnen zurückblicken können, übertreffen hinsichtlich der Herzgröße das gewöhnliche

Zugpferd ganz bedeutend, ebenso wie das Herz eines Wolfes um ein Drittel schwerer ist als das eines gleich großen und gleich schweren Hundes.

Bei den fliegenden Tieren, die ihrem unermüdlichen Motor je nach ihrer Lebensweise verschiedene Arbeitsleistungen zumuten, tritt diese Erscheinung der geringeren oder stärkeren Ausbildung des Herzmuskels noch bedeutend auffälliger in die Erscheinung. Nach den Untersuchungen Doktor Parrots ergibt das Herzgewicht im Verhältnis zum Körpergewicht, das mit 1000 bezeichnet wird, bei den verschiedenen fliegenden Tieren folgende Zahlen: Der virginische Regenpfeifer, einer unserer schnellsten und ausdauerndsten Flieger, steht mit 21,05 obenan. Gleich dahinter rangiert der Pirol mit 21,03 und der Strandläufer mit 19,01. Auch die Schwalben (15,80) weisen sich schon durch diese Entwicklung ihres Herzens als schnelle Flieger aus. Dasselbe gilt bei den Tauben (13,50 im Mittel), bei denen der für den Flug besonders günstige Körperbau die Herztätigkeit wesentlich entlastet. Hinter den friedlichen Tauben kommen sofort ihre gefährlichsten Feinde, die geflügelten Räuber, Habicht 12,05, Falke 12,01 und Sperber 11,09.

Vergleichen wir nun mit diesen Zahlen die Ergebnisse über solche Vögel, die als weniger gute oder trägere Flieger bekannt sind. Da wird beispielsweise der Mäusebussard, ein recht bequemer Geselle, nur mit 7,02 bewertet. Unser Sperling steht mit 6,5 in dieser absteigenden Reihe so ziemlich untenan. Unser Haushuhn mit seinen verkümmerten, zum Fliegen ungeeigneten Schwingen rangiert noch tiefer, mit 4,09. Etwas höher (5,02) bringt es die Gans.

Besonders diese letzten Zahlen beweisen recht eindringlich die Richtigkeit des von Doktor Parrot aufgestellten Satzes: Je schneller und ausdauernder ein Vogel, desto größer sein Herz.

Um zum Schluß noch die fliegenden Säugetiere kurz zu streifen, so besitzt die Fledermaus in ihrem Herzmuskel eine ungewöhnlich kräftige Maschine, die an Größe die einer ebenso schweren Hausmaus fast um das Doppelte übertrifft. W. K.

Altes Recht. — Die gefürstete Äbtissin zu Lindau im Bodensee hatte das Recht, einen vom dortigen Stadtgerichte

zum Tode verurteilten Missetäter durch eigenhändiges Abschneiden des Strickes zu befreien. Von diesem Rechte wurde am 20. Oktober 1780 zum letzten Male Gebrauch gemacht. Der Verurteilte hatte die Äbtissin durch den Beichtpriester um Erlösung von der über ihn verhängten Todesstrafe bitten lassen. Die Äbtissin erschien auch mit zahlreichem Gefolge am Hochgericht, ergriff den Strick, den der Scharfrichter dem Verurteilten bereits um den Hals gelegt hatte, schnitt ihn ab und sprach: „Ich erlöse dich im Namen des Allerhöchsten und der gebenedeiten Jungfrau Maria!“ Hierauf wurde der Befreite mit ins Kloster genommen, gespeist und bei der Entlassung zur Besserung ermahnt. Der Strick wurde ihm um den Leib gebunden und ihm aufgegeben, solchen lebenslang zum Andenken an seine Schuld zu tragen. C. T.

Warum die Europäer nur eine Frau haben. — Die Frau eines englischen Missionars trank eines Tages in einer Stadt im Inneren Chinas mit den acht Frauen eines Mandarinen Tee. Die chinesischen Damen untersuchten mit Interesse die Kleidung, das Haar, die Zähne der Fremden, entsetzt aber waren sie über die großen Füße.

„Aber du kannst ja gehen wie ein Mann!“

„Natürlich.“

„Dann kannst du wohl auch reiten und schwimmen?“

„Jawohl.“

„Dann mußt du doch auch stark sein wie ein Mann?“

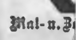
„Das hoffe ich.“

„Und du würdest dich von keinem Manne schlagen lassen, auch nicht von deinem Gatten?“

„Nein, ich würde mich von niemand schlagen lassen.“

Die acht Frauen des Mandarinen blickten sich sinnend an und nickten. Schließlich sagte die älteste von ihnen sanft: „Jetzt verstehe ich auch, warum der Europäer nie mehr als eine Frau hat. Er hat Angst!“ O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



DATE DUE

